

Frankfurter Allgemeine
Magazin

MÄRZ 2020



**MÄNNER
SPEZIAL**



LOUIS VUITTON

GUCCI



Gucci
Orgasmique



CELINE



Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
 Minotti M Ü N C H E N BY EGEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510
 AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
 PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
 PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR GOESCHEN - T. 09131 4057047 - MAIL@AGENTURGOESCHEN.COM

SITZSYSTEM WEST | DESIGN RODOLFO DORDONI
 Sessel LAWSON | DESIGN RODOLFO DORDONI
 ENTDECKEN SIE MEHR BEI MINOTTI.COM/WEST

Minotti



JOOP!

A portrait of Gerard Butler from the chest up, wearing a light blue patterned button-down shirt. He has a beard and is looking directly at the camera with a slight smile. The background is a clear blue sky with palm trees on the right side.

*MY STYLE.
MY STATEMENT.*

GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP



Reflecting
personalities



IWC SCHAFFHAUSEN
Pilot's Watch Chronograph Spitfire

BUCHERER
1888

Swiss Watch & Fine Jewellery Experts since 1888
bucherer.com

MANN OH MANN

Als ich acht Jahre alt war, wollte ich Detektivin werden. Ich lief mit Block, Stift und Lupe in den ausgebeulten Hosentaschen herum, nur für den Fall, dass ich spontan einen Tatort hätte untersuchen müssen. Dann fiel mir auf, dass die coolen Mädchen in meiner Klasse, die mit den langen Haaren und den bunt lackierten Fingernägeln, sich für andere Dinge interessierten. Vor allem für Pferde. Ich wollte so sein wie sie, ein richtiges Pferdemädchen, und verordnete mir Pferdeliebe. Statt Detektivromanen las ich nun „Lissy“, und ich nahm Reitunterricht, der daraus bestand, eine Stunde lang auf dem Rücken eines gelangweilten Ponys im Kreis zu reiten. Warum ich das erzähle? Weil ich seither fest davon überzeugt bin, dass Neigungen nicht naturgegeben sind, sondern immer auch damit zu tun haben, was die Gesellschaft uns vorgibt. Und darum geht es auch in diesem Heft. Johanna Dürrholz schreibt über Nagellack für Männer und alberne Stock-Fotos von Frauen im Büro, Johanna Christner über eine Frau, die sich fotografisch inszeniert wie (männliche) Berühmtheiten, und Airen hat in Mexiko-Stadt die Transfrauen der Gardenias de Tepito besucht. Ausgerechnet im testosterongetränkten Umfeld des Amateurfußballs leben sie ihre Weiblichkeit aus, rennen in Miniröcken übers Spielfeld und werden dafür gefeiert – und angefeindet. Woanders leben als in Tepito, dem gefährlichsten Viertel der Stadt, wollen sie trotzdem nicht. Aber keine Sorge: Nicht jeder Text in diesem Heft nähert sich männlichen Themen auf Umwegen. Manche sind auch ganz direkt: Lukas Weber zum Beispiel erklärt, was ein gutes Outdoormesser ausmacht, und Markus Ebner schaut sich die Männermode an, die nach Jahren voller Streetstyle wieder zu einem ganz klassischen Symbol der Männlichkeit zurückfindet: dem Anzug. Und bevor noch Mitleid aufkommt wegen des frühen Endes meiner Detektivlaufbahn: Nach dem eher frustrierenden Reitunterricht habe ich dann mal Ferien auf dem Reiterhof gemacht, mit zehn oder elf. Ohne Sattel und Zaumzeug über die Koppel galoppieren, mit den Händen an der Mähne festgekrallt, Traktor fahren und im Stroh herumtoben – ein Traum! Ich war ein Pferdemädchen aus Überzeugung geworden, eines mit unlackierten Fingernägeln. In diesem Sinne: Viel Spaß beim Lesen! *Leonie Feuerbach*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Airen, Peter Badenhop, Dr. Peter Bernbach,
Dr. Reiner Burger, Johanna Christner, Johanna
Dürrholz, Markus Ebner, Claus Eckert, Sebastian Eder,
Leonie Feuerbach, Aylin Güler, Jörg Hahn,
Katrin Hummel, Jasmin Jouhar, Christoph Moeskes,
Julia Schaaß, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle,
Sabin Tambrea, Dr. Lukas Weber, Artur Wiegandt

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter
Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte
vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge
und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung
oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich
zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung
von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine
Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als
elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen
wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der
F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de.
Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de
oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum
genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Giether

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei
media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg

Dior HOMME

I'M YOUR MAN

THE NEW FRAGRANCE



SABIN TAMBREA ist als Schauspieler mit Filmen wie „Ku'damm 56“ und Auftritten am Berliner Ensemble bekannt geworden. Unbekannt ist eine geheime Leidenschaft des Fünf- unddreißigjährigen: Am Set fotografiert er seine Kollegen. Und weil Schauspieler immer so lange auf ihren Auftritt warten, hat er auch von den Dreharbeiten zum Film „Narziss und Goldmund“, der seit Donnerstag in den Kinos läuft, zahlreiche Bilder mitgebracht. Wir drucken eine kleine Auswahl. (Seite 82)



KATRIN HUMMEL interviewt normalerweise Schauspieler wie Christiane Paul oder Colin Firth. Der Designer Winfried Totzek, den die Redakteurin unserer Sonntagszeitung für dieses Heft traf, war daher skeptisch, ob sie genug Fachwissen hatte, um ihn zu porträtieren. Seine Sorge war unbegründet – wie auf Seite 44 nachzulesen ist.

FOTOS: ANDREAS PEIN, HOLDE SCHNEIDER, HELMUT FRICKE, ARCHIV/PETER BERMBACH

MITARBEITER

PETER BERMBACH war ein Sonnyboy – seine Arbeit als Model für Werbeaufnahmen (siehe unten) beweist es. Aber auf den jungen Jahren des Journalisten liegt ein Schatten: 1959 wurde er wegen Paragraph 175a verhaftet, der „Unzucht unter Männern“ unter Strafe stellte. In seinen Erinnerungen (Arbeitstitel: „Vom anderen Ufer – Auch eine Zeitgeschichte“) beschreibt unser Autor die vielen Folgen der Schwulen-Verfolgung. (Seite 36)

Die
BP MIX-Automatic
müssen Sie
kennenlernen!



JOHANNA KEIMEYER arbeitet als interdisziplinäre „Erfahrungskünstlerin“ in Berlin. „Das Unsichtbare sichtbar zu machen“, das ist das Credo der in Berlin, Tokio, Rhode Island und Boston ausgebildeten Künstlerin. In diesem Heft schlüpft Keimeyer in die Rollen von Andy Warhol, Karl Lagerfeld und David Bowie (Seite 60) – und versucht dabei zu erfahren: Waren diese großen Figuren in Kunst, Mode und Musik auch glückliche Menschen?





VERSACE.COM

Außen vor: Der Sessel Capizzi und andere neue Tische, Stühle, Sofas und Leuchten (Seite 40) machen Lust auf lange Sommernächte auf Balkon und Terrasse.



Unser Mann in Panama: Der Berliner Schauspieler Frederick Lau (Seite 48) macht auch als Model für Männermode eine ausgezeichnete Figur.



ZUM TITEL

Charles Schumann (links) und Hugo Desnoyer wurden von Arnaud Pyyka in Paris fotografiert. Schumann trägt ein Hemd von Yohji Yamamoto und eine Uhr von Cartier. Desnoyer trägt Hose und Jacke von Salvatore Ferragamo, ein Poloshirt von Olymp, eine Uhr von Cartier, Socken von Falke und Schuhe von Dolce & Gabbana.

- 35 ROR WOLF
- 44 WINFRIED TOTZEK
- 56 AIREN
- 64 VEYSEL
- 90 NICK HORNBY

ABGEHOBEN Vor 50 Jahren wurde der Flughafen Köln-Bonn eröffnet. *Seite 21*

ABGEFANGEN Thomas Blood wollte im Jahr 1671 die britischen Kronjuwelen stehlen. *Seite 24*

ABGESEHEN Immer mehr Männer tragen jetzt Nagellack – warum auch nicht? *Seite 26*

ABGEGRIFFEN Tattoos sind oft Zeichen kultureller Aneignung. Ein Bekenntnis. *Seite 74*

ABGELEGEN Die kanarische Insel Lanzarote betört mit ihrer Ursprünglichkeit. *Seite 80*

ABGESCHNITTEN Wer viel draußen unterwegs ist, kennt den Wert eines guten Messers. *Seite 88*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 29. März bei. **Im Netz:** www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin

FOTOS: LOTTERMANN AND FUENTES; EUNICE ADORNO; HERSTELLER; GETTY



Aufgeblüht: Die Gardenias de Tepito überspielen Armut, Drogenkriminalität und Gewalt in Mexiko-Stadt ganz einfach – mit Fußball. (Seite 56)



Symbol der Stärke: Vor 75 Jahren reiste Winston Churchill an den Niederrhein (Seite 76). Mit den alliierten Streitkräften überschritt der Premierminister den Fluss.

MONT
BLANC

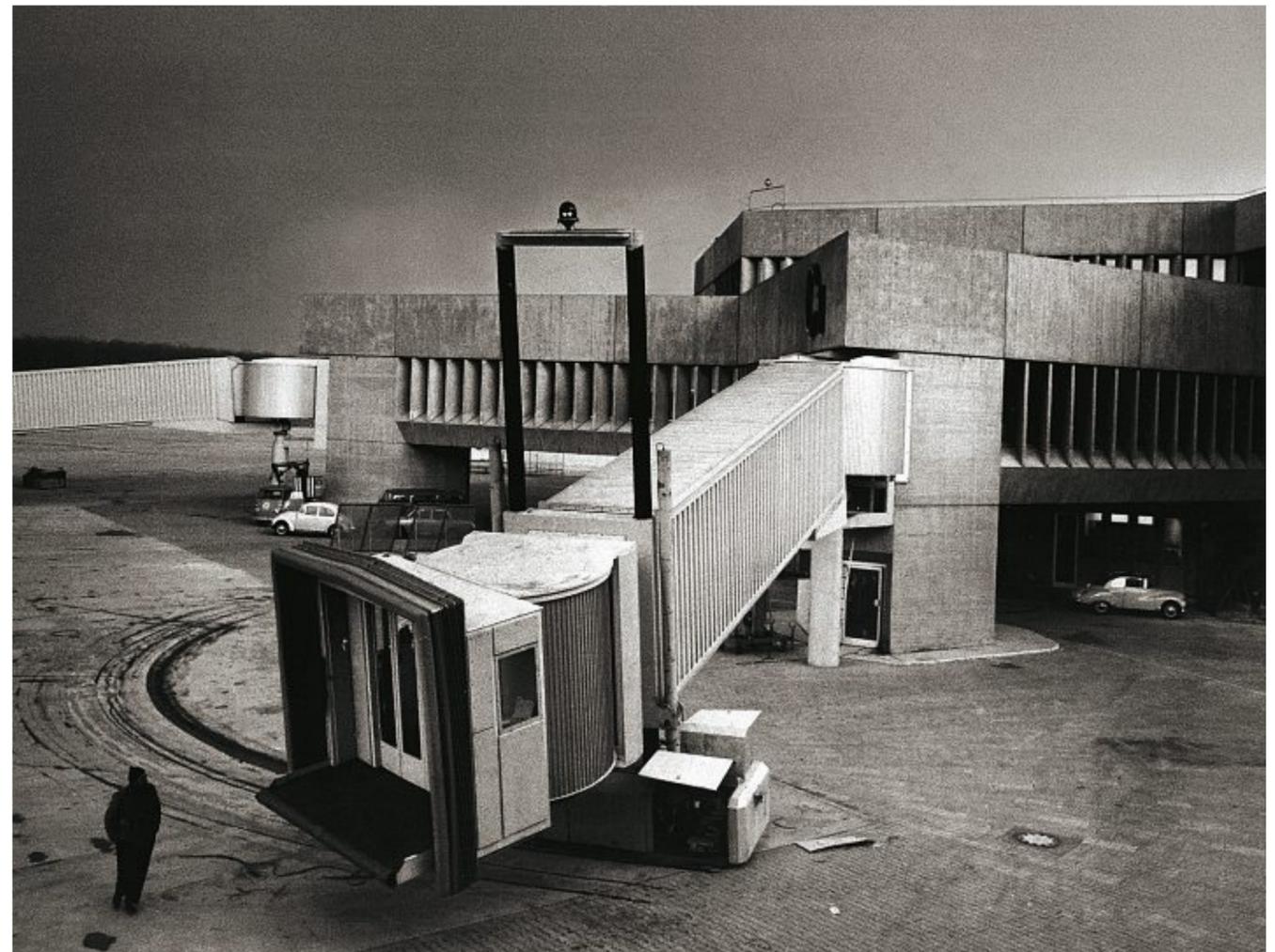
Reconnect.



Montblanc 1858 Geosphere

montblanc.com

39° 35' 0.478" S 71° 32' 23.564" W



Aus der F.A.Z. vom 21. März 1970: Eine bewegliche Brückenverbindung führt den Passagier direkt ins Flugzeug.

Foto Wolfgang Haut

Vor fünfzig Jahren

Es war dieser Zeitung eine Schlagzeile wert: „Flughafen Köln-Bonn wird nicht teurer“, hieß es am 3. Oktober 1969 im Wirtschafts- teil der F.A.Z. Das von Paul Schneider von Esleben geschaffene erste Terminal sollte am Ende zwar doch ein paar Millionen mehr kosten als geplant: Statt 103 waren es 112 Millionen Mark. Dafür konnte aber an anderer Stelle Geld eingespart werden, so dass das „vorgesehene Investitionsvolumen“ von 280 Millionen Mark für die Ende der sechziger Jahre zweitgrößte Baustelle Nordrhein-Westfalens (nach der Ruhr-Universität Bochum) eingehalten werden konnte.

Der neu geschaffene „Regierungsflughafen“ am südöstlichen Stadtrand Kölns war ein wahres Wunderwerk – der Technik wie der Architektur. Als Bundespräsident Gustav Heinemann am 20. März 1970 das rund 430 Meter lange Terminal offiziell eröffnete, war „Köln-Bonn“ sogar die modernste Flughafenanlage Europas. Das neuartige Konzept eines „Drive-in-Airports“ kam natürlich aus den Vereinigten Staaten. Vom Auto sollte der Passagier gleich ins Flugzeug spazieren können. Kaum 100 Meter waren es von den Parkplätzen vor dem Empfangsgebäude bis zu den „harmonikaartigen Brückentunneln“, die den Passagier selbst bei schlechtem Wetter trockenen Fußes bis zur Flugzeugtür und an Bord brachten. „Gangways und Busfahrten übers Vorfeld gehören nach dem 20. März, wenn das neue Hauptgebäude und zwei von vier geplanten sternförmigen Flugsteigköpfen in Betrieb genommen werden, der Vergangenheit an“, hieß es zur Eröffnung im März 1970 in dieser Zeitung. Und: „Wie vom Bahnsteig das Eisenbahnabteil können die Fluggäste ihr Flugzeug erreichen.“ Auch das war natürlich eine amerikanische Erfindung, in Deutschland 1970 erstmals in Betrieb genommen. Sie war Vorbild auch für den Frankfurter Flughafen Rhein-Main, der allerdings erst zwei Jahre später sein neues Terminal Mitte

(heute Terminal 1) – wieder durch Bundespräsident Gustav Heinemann – eröffnen konnte.

Das Gelände in der Wahnheide, ein ehemaliger Schießplatz der preußischen Militärverwaltung, war von der deutschen Luftwaffe in den dreißiger Jahren zum Fliegerhorst ausgebaut und bis 1957 von der britischen Royal Air Force genutzt worden. Dass aus dem „Provisorium Köln-Wahn“ der Verkehrsflughafen Köln-Bonn werden konnte, hatte vor allem mit dem vorläufigen deutschen Regierungssitz zu tun. Das Verkehrsaufkommen blieb überschaubar. „Köln-Wahn, zuerst ein Politikum für Bonn, sozusagen auch Staatsflughafen, bleibt in der Skala der internationalen Flughäfen doch von mittlerer oder kleinerer Statur“, schrieb Eberhard Schulz in seinem Text „Der Flughafen als Fertigware“, der am 21. März 1970 mit dem Foto von Wolfgang Haut in unserer Tiefdruckbeilage „Bilder und Zeiten“ erschien. Von großer Bedeutung war das Dreikreuz Köln-Bonn nicht, nur Nürnberg und Bremen waren damals noch kleiner. Selbst der nur etwa 60 Kilometer entfernte Flughafen Düsseldorf war und ist bis heute wesentlich größer als die deutsche Nummer acht, zumindest wenn man das Passagieraufkommen zugrundelegt.

Dennoch war der nach Konrad Adenauer benannte Flughafen für die „Bonner Republik“ unentbehrlich. Bis 1970 war Köln-Wahn nur sporadisch von der deutschen Regierung genutzt worden, im Juni 1963 etwa, als John F. Kennedy Bonn besuchte, und im Oktober 1969, als die Mondfahrer Neil Armstrong, Michael Collins und Edwin Aldrin in Köln-Bonn landeten. Schon 1971 folgte dann ein Staatsbesuch nach dem anderen: Georges Pompidou, Kaiser Hirohito, Cevdet Sunay, Königin Juliana, Indira Gandhi. Und am 9. Dezember flog Willy Brandt von Köln-Bonn aus zur Verleihung des Friedensnobelpreises nach Oslo. Eines aber wollte auf Dauer nicht gelingen: eine Fluggesellschaft fest an dem Flughafen anzusiedeln. *Peter-Philipp Schmitt*

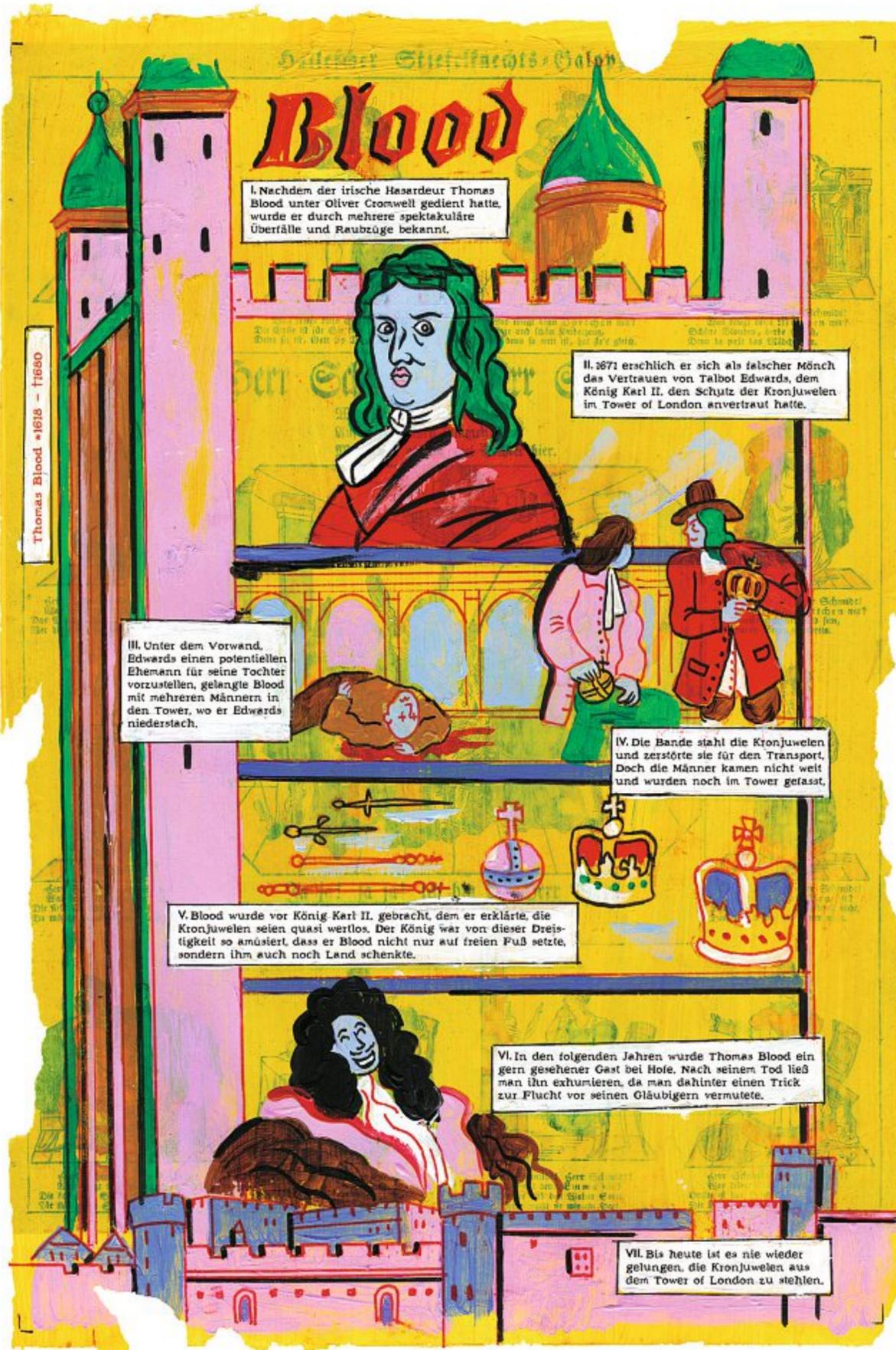


**JAEGER-LECOULTRE**

HOME OF FINE WATCHMAKING SINCE 1833



Master Ultra Thin Perpetual.
Manufacture Movement 868/1



Von Simon Schwartz

Carré Doubleface 90 cm für Herren,
Design C'est la fête!, aus Seidentwill.
Bedruckte Vorder- und Rückseite.



Sinn für Innovation

PRÊT-À-PARLER



MÄNNLICH, WEIBLICH, DIVERS, LACKIERT

Die Schreinerkollegen von Konstantin Fricke machten sich schnell aus dem Staub, als sie hörten, dass es darum geht, Nagellack auszuprobieren. Lackierte Nägel gehören für sie wohl noch immer ins Reich der unpraktischen Beautyexperimente. Dabei hält der Lack offensichtlich jeder noch so groben Tätigkeit stand – außer natürlich dem obligatorischen Fünf-Minuten-nach-dem-Lackieren-in-die-Handtasche-greifen-weil-wir-die-frisch-lackierten-Nägel-schon-wieder-vergessen-haben.

Konstantin Fricke war es übrigens wichtig, mit lackierten Fingernägeln klassische, alltägliche Schreinerarbeiten zu verrichten. Die Flasche Bier am Ende entspringt, zugegeben, unserer klischeebesetzten Phantasie, zumal es eine Feierabendfreude ist, der auch wir ab und zu frönen, handwerkliche Fertigkeiten hin oder her.

Nagellack tragen jedenfalls immer mehr Männer. Lars Eidinger, Harry Styles, Bill Kaulitz schon lange. Sie zeigen damit auch: Es gibt keine Tätigkeiten oder Beautyrituale, die „typisch männlich“ oder „typisch weiblich“ sind; sie sind höchstens weiblich oder männlich konnotiert, mit

dem Gedanken an spezifisch männliche oder weibliche Eigenschaften verknüpft. Dabei schreiner Frauen natürlich genauso schöne Möbel, und Männer können sich genauso hübsch die Nägel lackieren, und Personen, die sich weder als männlich noch als weiblich identifizieren, können natürlich auch beides tun. Das Denken, dass eine Sache rein weiblich oder rein männlich besetzt sein könnte, bringt uns in unserem Streben nach Gleichberechtigung nicht weiter. Die Reaktion der Schreiner auf lackierte Nägel aber zeigt, dass es sich immer noch lohnt, mit diesen Stereotypen zu spielen – und sie aufzuzeigen.

Barbara Schöneberger, die Männern vorschlug, sich nicht zu schminken, weil „Männer Männer bleiben“ sollten, hat es gezeigt: Ist etwas „unmännlich“, ist es in der Regel weiblich konnotiert, wie eben das Schminken oder das Nägellackieren. Was aber ist an Weiblichkeit schlecht? Und warum dürfen Männer sich ihrer nicht bedienen? Wenn Frauen das umgekehrt genauso hielten, dann würden heute noch immer nur Männer in Vorständen sitzen und das Land regieren. Traurige Vorstellung.

Die Männer bei unserem Shooting in der Schreinerei Christian Heß in Hofheim hatten übrigens sehr viel Spaß mit dem Lack: „Darf ich den Blauen?“ – „Oh, wie der glitzert!“ Sie wollten sogar den einen oder anderen Lack behalten.

So weit ist die Gleichberechtigung immerhin: Beim Nagellack wird nicht zwischen Männern und Frauen unterschieden. Alles unisex. Besonders gut auftragen ließen sich die Glitzermodelle, hier von Manhattan (1) und der dm-Eigenmarke Trend it up! (4), besonders aber der Lack von Nars (6), weil der Glitzer von grober Textur ist und sich nicht daran stört, wenn sich mal Sägespäne damit vermischen, was außerhalb einer Schreinerei ohnehin seltener der Fall ist. Ein Nagellack von Chanel (5) sieht überall classy aus, auch an einer mehr als 120 Jahre alten Säge. Dunkle Farben machen sich in einer Werkstatt gut, gehen vielleicht noch als „Phase“ durch, wie das Modell von Dior (2) oder das klassische Blau von Artdeco (7). Der Biolack von Logona sieht, umgeben von Holz, ebenfalls gut aus (3). Und so lackierten die Männer ihre Nägel, und die Frau trank Bier. (jhdz.)

Fotos Helmut Fricke, François Klein

P
R
A
D
A

ERSISTENTLY
EAL
ND
EFINITELY
MBIVALENT





SNEAK AROUND (17) ADIDAS SUPERSTAR

1986 rappten Run-DMC: „My Adidas only bring good news. And they are not used as selling shoes. They're black and white, white with black stripe. The ones I like to wear when I rock the mic.“ Das Lied widmete die Hip-Hop-Band einem Turnschuh: dem Adidas Superstar.

Getragen wurde der Sneaker vermehrt seit Ende der siebziger Jahre von Hip-Hoppers und Rappern in der Bronx. Damals wurde der Adidas Superstar in Herzogenaurach billig abverkauft. Die Nachfrage in den Vereinigten Staaten wuchs in den Achtzigern immer weiter. Adidas bot Run-DMC – nach Veröffentlichung des Liedes und einer ausverkauften Show im Madison Square Garden – einen Deal über eine Million Dollar an; zum ersten Mal bekamen Musiker einen Ausrüstungsvertrag eines Sportartikelherstellers. Die Rapper trugen die Adidas Superstars ohne Schnürsenkel – wie Häftlinge in amerikanischen Gefängnissen, wo alles verboten ist, was als Waffe oder für einen Suizid eingesetzt werden könnte, weshalb die Insassen mit offenen Schuhen umherlaufen mussten. Ende der achtziger Jahre entwickelte sich ein Stil daraus. Der Adidas Ultrastar kam auf den Markt, die Run-DMC-Version des Superstars. Er hatte einen elastischen Riemen, der das Tragen ohne Schnürsenkel erleichterte. Seitdem zeigt Adidas immer wieder die Nähe zu Stars aus dem Hip-Hop, wie zum Beispiel zu Pharrell Williams und Kanye West.

Entworfen wurde der Superstar ursprünglich nicht für die Straßen der Bronx, sondern für den Basketballplatz. In den sechziger Jahren wurde der Schuh (damals bekannt als „Superrip“) zu einer echten Performance-Technologie. Charakteristisch sind die Zehenkappen aus Gummi, die auch „shell-toes“ genannt werden und den Spielern besseren Halt geben sollten. Durch Träger wie NBA-Legende Kareem Abdul-Jabbar wurde der Sneaker in den Siebzigern immer beliebter, vor allem in der Hip-Hop-Kultur. Durch das weiße Leder, die drei schwarzen Streifen und die Gummikappe ist der Schuh unverwechselbar.



Wegen der großen Nachfrage nach Retro-Produkten mit dem Dreiblatt-Logo gründete das Unternehmen in Herzogenaurach 2001 Adidas Originals. Performance- und Lifestyle-Segment wurden getrennt. Zum 50. Geburtstag des Superstars folgte nun die Kampagne „Change is a Team Sport“, die Nachhaltigkeit und Teamspirit in einem Slogan verbindet: Nur im Team sei Veränderung möglich. Der Superstar macht mich nostalgisch. Der Schuh hatte Ende der neunziger Jahre meine Liebe zu Sneakern entfacht. Meine Superstars trug ich damals mit dicken hellblauen Schnürsenkeln, ganz weit gebunden, so dass meine Ferse bei jedem Schritt aus dem Schuh rutschte. Dennoch waren die Treter meine Helden auf dem Pausenhof. Seither trage ich sie immer wieder. Das schafft kein anderer Sneaker. Happy Birthday! *Aylin Güler*



Heller im Keller: Hefte und Halbtönen wurden im F.A.Z.-Haus an der Frankenallee in Frankfurt aufbewahrt – bis jetzt.

EIN LETZTER BLICK AUFS ALTE MAGAZIN

Es ist ein letzter Blick auf eine große Geschichte. In Umzugskartons liegen alte Bedienungsanleitungen für Schreibmaschinen und Aktenordner. Lieferscheine, Rechnungen und Bildhonorare für Fotografen sind sauber abgeheftet. In einer Rollregalanlage stapeln sich Kartons in Grün und satten Neonorange. Durchnummeriert und nach Erscheinungsdatum sortiert, dokumentieren sie ein Kapitel Mediengeschichte. Denn darin liegen die Ausgaben des alten F.A.Z.-Magazins, das 1980 begonnen, 1999 eingestellt und vor acht Jahren in veränderter Form und verändertem Format wieder ins Leben gerufen wurde.

Genau drei Exemplare jeder Ausgabe liegen in jeder Kiste. Zwischen den Seiten eines Hefts liegen Halbtönen. Sie dienen zur Belichtung der Tiefdruckplatten. Theoretisch könnte man damit wieder ein Magazin drucken. Mit den Folien ließen sich farbliche Verläufe erzeugen: Eng aneinandergereihte Punkte erzeugen dunkle Farbtöne, Punkte mit Abstand erbringen helle Farben. Das Magazin wurde nicht per Knopfdruck in die Druckerei befördert – die Folien mussten eigenhändig dorthin gebracht werden.

Die Redaktion arbeitete gleichzeitig an drei Ausgaben des Hefts, das jeden Freitag der Zeitung beilag. Mindestens zwei Wochen lang saß man an einer Ausgabe, erinnert sich Peter Breul, der 1986 als Grafiker und Layouter zur Redaktion stieß. Zu Beginn – das Magazin erschien zum ersten Mal am 7. März 1980, also vor 40 Jahren – lag der Redaktionschluss drei Wochen vor dem Erscheinungstag; mit der Digitalisierung verringerte sich das auf zwei Wochen.

Magazine zu machen, das war damals noch Handarbeit. Die Redakteure hackten auf Schreibmaschinen ein, die Fotografen hatten noch Filme in ihren Apparaten, keine Speicherchips, und die Grafiker um Breul, der 1994 Art-Direktor wurde (und das auch im neuen Magazin noch ist), schnitten für die Überschriften mit Skalpell die Buchstaben einzeln aus und setzten sie per Hand zusammen. Es kam vor, dass ein Grafiker eine Stunde lang an einer einzigen Überschrift saß. Kurzfristige Änderungswünsche von Redakteuren kamen dann nicht mehr in Frage. „Das habe ich nie zugelassen“, sagt Breul. „Kein einziges Mal.“

Robert Wenkemann, der im Grafischen Atelier für das Magazin tätig war, erinnert sich daran, dass die technischen Besonderheiten auf allen Sinnesebenen zu bemerken waren. So roch es auf den Fluren nach warmem Wachs. Und das kam so: Fotoabzüge, Headlines und Fließtexte (in Form von Blindtext) wurden noch auf Layoutbögen montiert, und zwar mit erhitztem flüssigem Wachs. Die Elemente waren auf diese Weise nicht fest auf die Seiten geklebt, nicht permanent verbunden. Sie ließen sich verschieben

und anderswo plazieren. Diese montierten Layouts dienten der Druckerei als verbindliche Vorgabe dafür, wie die einzelnen Elemente der Seiten anzuordnen waren. Für die Lithoanstalt waren diese Layouts die Maßgabe für Größe und Ausschnitte der Bilder. Als mit der Digitalisierung das Ende der geklebten Layouts kam, wurden die Seiten am Computer gestaltet und auf Farbdruckern ausgegeben. Das Papier aus dem Drucker war jedoch zu dünn und wellte sich stark. Darum wurden die fertigen Seiten mit flüssigem Wachs auf ein stabileres Papier geklebt.

Zumindest olfaktorisch waren es schöne Zeiten: Wenkemann kommt außer dem Wachsgeruch auch frisch gebrühter Espresso in den Sinn, wenn er an seine Zeit beim Magazin zurückdenkt. Noch heute trinkt er aus einer der Tassen, die früher in der Küche des Magazins standen.

Auch diese Düfte sind verweht. Das Haus an der Frankenallee, in dem Redaktion und Grafik des Magazins in zwei Stockwerken saßen, wird in diesem Frühjahr abgerissen und macht einem Neubau Platz. Die Halbtönen werden entsorgt. Bilder, Grafiken und alte Hefte wurden ins Archiv gerettet. Die Erinnerungen bleiben – und die Tasse auf Wenkemanns Schreibtisch. *Johanna Christner*



Besitzt Ingrid Caven Sanftmut? Die Fragen des F.A.Z.-Magazins, das vor 40 Jahren erstmals erschien, sind von dauernder Gültigkeit.

PRÊT-À-PARLER



HERNO

GEGEN GEGENWART GEWAPPNET

**Landkreis Göttingen**

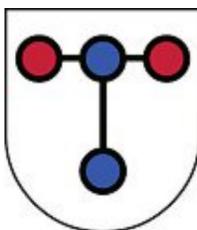
Deutschland, das sollte man wissen, wenn man sich den geladenen Teilchen und goldenen Butzen auf dieser Seite widmet, besteht aus einer Bundesrepublik, 16 Bundesländern, 401 Landkreisen und kreisfreien Städten sowie gut 11.000 Gemeinden. Fast jede dieser Gebietskörperschaften führt etwas Besonderes im Schilde. Meist tummeln sich dort Rösser, Rauten, Türme, Stiere, Adler und vor allem Löwen, seit alters her das wohl stärkste Herrschaftszeichen. Löwen sind so beliebt, dass sie auch das Wappen des neuen Landkreises Göttingen zieren, mit dem der Landkreis Osterode am Harz 2016 fusionierte. Wappenmaler Hans-Otto Arnold wählte dafür zwei Welfenlöwen, die für die jahrhundertelange Herrschaft der welfischen Herzöge in beiden Gebieten stehen sollen. Dass der obere gelb ist und nach rechts läuft, während der untere blaue seine Klauen nach links ausfährt und dem Betrachter dazu noch die Zunge rausstreckt, erklärt er mit den unterschiedlichen Verbindungen der Welfenlinien zu England und Dänemark. Als drittes Element des neuen Wappens, das nunmehr sämtliche Urkunden, Vollmachten und Beglaubigungen des Landkreises ziert, verwendete Arnold ein weißes Speichenrad. Es soll für die lange Zugehörigkeit des katholischen Eichsfelds zum Kurfürstentum Mainz stehen. „Ein Wappen hat immer einen historischen Bezug“, sagt Arnold. Wohl wahr, das wappnet es gegen die Stürme der Gegenwart. Aber macht es das auch zukunftsfähig? Was soll man in 50 Jahren noch mit einem Wappen anfangen, das schon jetzt so aussieht, als wäre es einem mittelalterlichen Rollenspiel entlehnt?

**Gemeinde Kaltohmfeld**

Ein Mann im Wind, mit Lodenmantel und Hut. Ein Mann im Gegenwind, zerzaust und schreitend. Den Hut kann der grüne Spaziergänger nur mit Mühe festhalten. Was auf den ersten Blick wie eine Wilhelm-Busch-Figur aussieht, ist in Wahrheit das Wappen der Gemeinde Kaltohmfeld in Thüringen – eines von 3000, die seit der Wiedervereinigung das deutsche Wappentableau komplettieren. Der wackere Wandersmann entstammt nicht einer längst untergegangenen Welt – er ist erst 15 Jahre alt. Entworfen hat ihn Karl Heinz Fritze, der sich hierfür an dem bis 1953 gültigen Siegel der Gemeinde orientierte. „Die Figur“, so steht es auf der Internetseite des Orts, „verkörpert im übertragenen Sinn die Höhenlage und das damit verbundene raue Klima der mit 505 Metern höchstgelegenen Gemeinde des Eichsfeldkreises. Das linke Schräghaupt ist belegt mit drei stilisierten Blüten des Johanniskrauts, welche auf die traditionelle, jährlich begangene Johanneskirmes in Kaltohmfeld verweisen.“ Alles nur Tradition in Kaltohmfeld? Keineswegs. Die windige Höhenlage macht die Region auch für Windparkbetreiber attraktiv. In der Umgebung sind mehrere Masten geplant. Viele der 164 Einwohner wollen das nicht. Sie fürchten einen Verlust der Lebensqualität. Gegenwind ist also programmiert.

**Gemeinde Gundremmingen**

Die bayerische Gemeinde Gundremmingen an der Donau beherbergt das ehemals leistungsstärkste Kernkraftwerk Deutschlands. Block A wurde nach einem Störfall 1977 abgeschaltet, Block B folgte 40 Jahre später, Block C soll spätestens 2021 vom Netz gehen. Was wird dann aus dem Wappen, das ein goldenes Atomsymbol über goldener Zinnenmauer mit Torturm trägt? Im Rathaus gibt man sich bedeckt. Dabei ist Gundremmingen nicht die einzige Kommune, in deren Wappen Elektronen um einen Atomkern kreisen. Auch die Gemeinde Eggenstein-Leopoldshafen verwendet bis heute das Atomsymbol, nachdem sie 1974 im Zuge der baden-württembergischen Gebietsreform zusammengelegt worden war. In Leopoldshafen befand sich ein Forschungsreaktor des Kernforschungszentrums Karlsruhe, für das alte Fischerboot im Wappen des Rheinorts war da kein Platz mehr. Auch am Main gab man sich atomstolz, als 1975 die Gemeinden Dettingen und Großwelzheim zur Gemeinde Karlstein fusioniert wurden. Die neue Kommune übernahm kurzerhand das Atomsymbol Großwelzheims, obwohl dessen Versuchskernkraftwerk schon vier Jahre zuvor abgeschaltet worden war. Heute scheint man in allen drei Gemeinden nicht besonders glücklich darüber, quasi als Endlager einer hinfalligen Energiepolitik zu stehen. Eine Wiederaufbereitung der Wappen ist allerdings auch nicht in Sicht.

**Stadt Troisdorf**

Zwischen 1967 und 1978 wurden fast überall in der Bundesrepublik Gemeinden zusammengelegt, um die Verwaltung effizienter zu machen. Bestand Westdeutschland zuvor aus rund 24.000 Gemeinden, war es nach der kommunalen Gebietsreform nur noch gut ein Drittel. Es waren goldene Zeiten für Heraldiker und Wappenmaler, die sich nun richtig austoben konnten. Der vielleicht gewagteste Entwurf aus dieser Zeit ist das Troisdorfer Stadtwappen. Es besteht aus nichts weiter als zwei blauen und zwei roten Kugeln, die mit einem Quer- und einem Längsstab verbunden sind, und es sieht aus wie das geheime Abzeichen eines Sondereinsatzkommandos. Tatsächlich aber stehen die vier Kugeln für die vier Gemeinden, die seit 1969 die Kommune bei Bonn bilden. Die Kugeln und Stäbe sind so angeordnet, dass sie ein T bilden: T wie Troisdorf. Dass man in dem Wappen auch ein Molekül sehen kann, ist durchaus erwünscht. In Troisdorf waren Ende der sechziger Jahre noch viele Chemiebetriebe beheimatet. Mittlerweile dominiert die Dienstleistungs- und Logistikbranche. So scheint es fast folgerichtig, dass die Stadt vor kurzem ein Logo aufgesetzt hat, das sich ebenso gut auch für ein Logistikunternehmen einsetzen ließe. Es besteht aus zwölf Punkten, welche die Lage der Stadtteile und ihre Größe darstellen sollen. Das Troisdorfer T bleibt davon unbeindruckt. Es ist ein Hoheitszeichen, kein Marketing-Instrument.

**Stadt Oerlinghausen**

Die Kommune Oerlinghausen am Ostrand des Teutoburger Walds entstand 1969 durch Zusammenlegung der Stadt Oerlinghausen mit den Gemeinden Lipperreihe und Helpup. Ihr neues Hoheitszeichen wurde allerdings erst 1978 eingeführt. Die Blasonierung lautet: „In Rot ein silbernes (weißes) Segelflugzeug. Im Schildfuß ein goldener (gelber) Dreieck, belegt mit einer roten fünfblättrigen Rose mit goldenem (gelbem) Butzen und goldenen (gelben) Kelchblättern.“ Ein Butzen bezeichnet in der Heraldik das kreisrunde Blüteninnere einer stilisierten Blume in der Draufsicht. Man könnte auch einfach „Stempel“ sagen, doch Stempeln und Beglaubigen ist ja den Ämtern vorbehalten. Und was bedeuten die Symbole? Der etwas wolkig geratene Dreieck steht für die drei Stadtteile mit ihrem jeweiligen Berg. Die rot-gelbe Rose dokumentiert die Zugehörigkeit zum lippischen Land. Den Niederungen der herkömmlichen Heraldik enthoben, gleitet ein Segelflugzeug durchs Wappen – eine Anspielung auf, man ahnt es, den Segelflugplatz Oerlinghausen, der, man ahnt es nicht, die meisten Segelflugstarts in Europa verzeichnet, jährlich rund 25.000. Von Oerlinghausen fliegen auch Motorsegler, Ultraleicht-, Motor- und Modellflugzeuge, Drachen, Gleitschirme, und es fahren Ballone – ein wunderbares Sammelsurium im Aufwind des Teutoburger Walds, wofür das Segelflugzeug sinnbildlich steht.

**Gemeinde Horstedt**

Gut im Wind liegt die Gemeinde Horstedt im Kreis Nordfriesland. Die 750 Einwohner des Dorfs kamen lange auch ohne Wappen aus. Doch dann beschloss man, sich doch eines zuzulegen. Zur Begründung des 2016 genehmigten Entwurfs heißt es in der Kommunalen Wappenrolle Schleswig-Holstein: „Bei der Planung für unser Wappen stand im Vordergrund, eine Brücke zwischen unseren Ursprüngen und den Dingen zu schlagen, die unsere Gemeinde heute und in Zukunft prägen.“ Auf dem grünen Grund der nordfriesischen Marschen sind fünf Elemente. Der Handschlag (Treuhand) soll das gute und erfolgreiche Zusammenwirken der Bürger repräsentieren, der blaue Wellenbalken den Bach, der durch Horstedt fließt. Damit das Blau sich nicht mit dem grünen Hintergrund beißt, säumen zwei weiße Wellenfäden den Bach. Ohne die Absetzung träfen Blau und Grün direkt aufeinander – ein Unding in der Heraldik und daher streng verboten. Die Wellenfäden sind aber nicht nur grafisch notwendig. Zugleich stehen sie für die vielen Wanderwege, die es im Ort gibt. Viertes Element ist ein Hufeisen, mit dem die Horstedter ihrer Pferdebegeisterung Ausdruck verliehen haben. Dass das englische „Horse“ mit dem Namen des plattdeutschen Dorfs verwandt ist, unterstreicht diese Leidenschaft. Fünftes und letztes Element ist wie in Oerlinghausen ein echtes Novum in der tausendjährigen Siegel-, Wappen- und Flaggen-geschichte deutscher Lande. Es ist eine Windkraftanlage. Sie stehe sinnbildlich „für die gesamten erneuerbaren Energien, die das Dorfbild in der jüngeren Vergangenheit geprägt haben und bis in die Zukunft hineinwirken“, heißt es dazu in der Wappenrolle. *Christoph Moeskes*

PRÊT-À-PARLER

GIORGIO ARMANI

SPORTSWEAR COMPANY GERMANY GMBH _ +49 (0)89 3582730 KETJUR/STYLT / MÜNCHEN / HAMBURG / FRANKFURT AM MAIN



70124 MEMBRANA 3L WITH DUST COLOUR FINISH
 PARKA IN A 3 LAYER LIGHT PERFORMANCE FABRIC MADE FROM AN OPAQUE NYLON OUTER FACE LAMINATED TO A BREATHABLE, WATER RESISTANT MEMBRANE, PROTECTED BY AN IMPERCEPTIBLE POLYESTER BASE. THE DUST COLOUR TREATMENT PROVIDES A PIGMENT PATINA ON THE SURFACE OF THE FINISHED PIECES FOR A THREE-DIMENSIONAL EFFECT THAT IS UNIQUE AND UNREPEATABLE TO EACH GARMENT. THE ADDITION OF A SPECIAL AGENT TO THE PROCESS MAKES THE PIECE ANTI-DROP. HEAT TAPED SEAMS. HOOD WITH VISOR. DOUBLE VERTICAL ELASTICATED DRAWSTRING. HAND POCKETS WITH FLAP AND HIDDEN ZIPPER FASTENING. SLANTING CHEST POCKETS, WITH FLAP AND HIDDEN ZIPPER FASTENING. STRAP AT CUFFS WITH ADJUSTABLE SNAP FASTENING. TWO WAYS ZIPPER FASTENING

STONE ISLAND
 WWW.STONEISLAND.COM

OH TANNENHOLZ



Mit gewölbten Türen: Schrank Layer von Karoline Fesser und Tischlermeister Wolfgang Meusburger



Ohne Beschläge: Stuhl Klapp von Thomas Schnur und der Tischlerei Winder

Wie entsteht gutes Design? Durch Beschränkung. Zu viel Freiheit ist oft gar nicht hilfreich. Meistens entwickeln sich originelle Ideen und innovative Konzepte, wenn Gestalter mit unabänderlichen Bedingungen konfrontiert sind. Notfalls können sie sich die Bedingungen für ein Projekt auch selbst diktieren. Möbel ausschließlich aus Holz zu entwerfen beispielsweise. Genauer: ausschließlich aus dem Holz der Weißtanne. Konzipiert und produziert ausschließlich mit einer Gruppe von Handwerkern im Bregenzerwald, mit deren Wissen, Techniken und Maschinen. Dieses kleine bilaterale Designabenteuer haben vier Kölner gewagt, die Ergebnisse waren unter dem Titel „Generation Köln trifft Werkrum Bregenzerwald“ während der Kölner Möbelmesse zu sehen. Karoline Fesser, Tim Kerp, Thomas Schnur und Klemens Grund zeigten in einer Galerie Tische, Stühle, Bänke, ein Regal, einen Paravent und andere Objekte aus dem unbehandelten Holz des alpinen Nadelbaums. Weißtanne ist härter als Fichte oder Kiefer und auch heller, Klemens Grund nennt die Farbe liebevoll „blond“. In den weißen Galerieräumen wirkten die Stücke angenehm einfach, klar und ungekünstelt. Doch man täusche sich nicht, der Teufel steckt hier wie so oft buchstäblich im Detail: etwa in der Verspannung, die Klemens Grund Paravent zusammenhält. Oder in dem beschlagfreien Klappmechanismus von Thomas Schnurs Stuhl Klapp. Viel Entwicklungsarbeit in kurzer Zeit war nötig, um die Holzmöbel auf die Füße zu stellen. Doch mit den Handwerkern aus dem Werkrum Bregenzerwald, einem Zusammenschluss



ambitionierter örtlicher Betriebe, hatten sie kompetente und manchmal auch unbequeme Partner, die sich auch auf ungewöhnliche Lösungen einließen. Während mehrerer Reisen nach Österreich erforschten die vier Designer regionale Handwerks- und Möbeltraditionen – das hat sich in manchen der Objekte offensichtlich niedergeschlagen. Etwa in Tim Kerps Beistelltisch, der die Form und Konstruktion örtlicher Käseformen zum Vorbild hat. Thomas Schnurs lange Bank wiederum ist ein aufs Minimum reduzierter Wiedergänger der Sitzgelegenheiten, die im Bregenzerwald vor den alten Bauernhäusern stehen. Karoline Fesser dagegen brachte ihre Idee schon mit: ein typisches Produkt aus dem Rheinland, die Stadtbank aus Metall, die in ein wohnliches Möbel aus Weißtanne zu übersetzen war. Eine selbstgestellte Aufgabe, aus der schließlich eine ganze Kollektion mit Tisch, Loungechair und einem Schrank erwuchs, die alle die charakteristische Rundung der Lehne wiederholen. Und mit der Ausstellung ist das Designabenteuer noch längst nicht vorbei: Auf Bestellung fertigen die beteiligten Handwerksbetriebe einige der Möbel einzeln oder in Kleinserien an, die Verkaufspreise werden gerade kalkuliert. Weißtannenh Holz ist reichlich vorhanden, und so ein regional produziertes Stück guten Designs ist allemal nachhaltiger und langlebiger als ein x-beliebiges Teil aus einem Onlineshop. *Jasmin Joubar*



Aus Wasserbehältnissen: Beistelltisch Trog von Tim Kerp und der Tischlerei Meusburger.



Aus Sperrholzelementen: Raumteiler Feather Wall von Klemens Grund und Möbelbau Schmidinger.



MAGER IN PARIS

Es gibt vor allem zwei Ausreden dafür, dass ein Designer wie Anthony Vaccarello nur besonders magere Models auf seinen Schauen zeigt, wie es etwa auf seiner Saint-Laurent-Schau auf der Paris Fashion Week der Fall war. Solche Mode sehe eben nur an dünnen Frauen gut aus. Und die dünnen Models laufen überall – die Mode bei YSL betone bloß ihren Körper besonders. Das sind natürlich beides nur das: Ausreden. Denn warum sehen wohl die knallengen Lack- oder Latexhosen, wie sie bei Saint Laurent gezeigt werden, besonders gut an dünnen Körpern aus? Weil wir diesen Anblick gewöhnt sind. Wenige Frauen jenseits der 60 Kilo würden es wagen, solche Hosen zu tragen, und das ist schade. Umso trauriger, dass eines der großen Häuser ausschließlich auf Models setzt, die so dünn sind, dass Knochen, Muskeln, Sehnen, einfach alles zu sehen ist – nur kein Fett. Das ist an sich nicht schlimm. Es wäre nur wünschenswert, dass auch andere Körper gezeigt werden. Kurvige Körper. Dicke Körper. Schlanke Körper. Körper von Behinderten. Während selbst prestigeträchtige Marken wie Dior oder Saint Laurent verstanden haben, dass sie auf Diversity nicht mehr pfeifen können und mehr Models of Color engagieren, haben sie in Sachen Vielfalt ansonsten nicht viel dazugelernt. Mag sein, dass die Häuser auch deswegen an der alten 90-Zentimeter-oder-weniger-Hüfte festhalten, weil sie sich die Regeln des Geschäfts nicht von irgendwelchen Influencerinnen diktieren lassen wollen. Aber dabei lassen sie nicht nur eine große Zielgruppe außer acht, sondern propagieren weiterhin ein Körperbild, das gerade für junge Mädchen gefährlich werden kann. Das mit dem Satz „Dünne sehen darin besser aus“ zu begründen ist genau das: dünn. *Johanna Dürrohloz*

FOTOS: PRIVAT, HERSTELLER

PRÊT-À-PARLER

FLÜSSIGES DESSERT AUS KAKAOBOHNEN

Die Kakao- und Schokoladentöne sind intensiv, aber nicht dominierend, die Zimt- und Vanillearomen bleiben unterstützend im Hintergrund, die Süße ist spürbar, aber angenehm zurückhaltend, der Alkohol gibt dem Ganzen ein leicht würziges, elegantes Gerüst: Der kristallklare Tropfen, der da im Glas schimmert, ist ein feines flüssiges Dessert, ein erwachsener Digestif-Likör. Komponiert hat das Destillat der Hamburger Jörg Meyer, dank seiner Bar „Le Lion“ einer der bekanntesten Barkeeper des Landes – und als Erfinder des Cocktail-Klassikers Gin Basil Smash geradezu weltberühmt geworden.

Der Mann hat ein Gespür für richtig gute Drinks, und weil er über Jahre erfolglos auf der Suche nach einer hochwertigen Kakaogrundlage und -zutat für anspruchsvolle Cocktails war, tat er sich schließlich mit einem erfahrenen Partner zusammen und schuf sein eigenes Produkt: einen erstklassigen Creme de Cacao. Und weil er sich für die Entwicklung und Produktion der niederländischen Likör-Hersteller De Kuyper ausgesucht hat, heißt sein klares Destillat aus gerösteten Kakaobohnen Dutch Cacao.

Als Basis dient die indonesische Palm-Spirituose Arrak, die Aromen kommen von doppelt gerösteten Criollo-Kakaobohnen, Vanille von der indonesischen Insel Java und Ceylon-Zimt aus Sri Lanka, die Süße steuert Zucker bei.

Diese Kombination ist nicht neu, Creme de Cacao gibt es in den Niederlanden und Frankreich seit Kolonialzeiten von verschiedenen Herstellern wie De Kuyper, Bols, Giffard oder Comber sowohl in farblosen als auch in braunen Varianten. Aber kaum einer dieser Liköre kommt an die aromatische Balance und Eleganz des Dutch Cacao heran, was nicht zuletzt an dessen stark reduziertem Zuckergehalt liegt, der keinerlei Pappigkeit aufkommen lässt.

Gedacht ist der Tropfen, den Meyer und die Brennmeister von De Kuyper bewusst als Highend-Produkt kreiert haben, vor allem als Cocktail-Zutat für sahnige Drinks und Dessert-Cocktails, etwa für den klassischen Alexander, für den 4 cl Gin oder Brandy, 2 cl Creme de Cacao und 2 cl Schlagsahne gemixt werden, oder den Twentieth Century Cocktail mit 6 cl Gin, 2 cl Creme de Cacao, 2 cl weißem Wermut und 2 cl Zitronensaft. Wunderbar ist der Dutch Cacao aber auch pur auf Eis, als aromatischer Abschluss eines Menüs. Verkauft wird der Likör vor allem an Barkeeper, für gut 30 Euro ist er aber auch im Fachhandel und online erhältlich. *(bad.)*



Cocktail-Zutat: Der Creme de Cacao des Barkeepers Jörg Meyer lässt sich aber auch gut pur auf Eis trinken.



HUGO BOSS AG PHONE +49 7123 940

DAS NORDAMERIKANISCHE HERUMLIEGEN

Von Ror Wolf

Ein Fischer, ein Forscher, ein Farmer, ein Geiger, ein Dirigent, ein reicher Friseur und ein armer, die liegen in Maryland.

Ein Koch liegt am Rand von Montana, ein Fleischer liegt bleich in Vermont, ein Heizer in Louisiana, schwarz hinter dem Horizont.

In Oregon liegt ein verletzter Konditor, in Tennessee ein Doktor, ein ganz entsetzter Doktor der Philosophie.

In South Carolina ein spitzer Dentist, in Kentucky, ganz matt, ein Makler. Ein Nachtclubbesitzer liegt platt in Connecticut.

In Illinois liegt ein Vertreter in seinem Hotel in der Nacht, und dieser Vertreter wird später im Liegen ums Leben gebracht.

In Maine liegt ein Autoverkäufer. In Michigan liegt ein Bankier. Ein Wirt und ein Langstreckenläufer die liegen in Texas im Schnee.

In Georgia ein Reiseleiter. In Oklahoma ein Lord. In Florida undsoweiter. In Washington undsofort.

Ein Dunst liegt über Dakota, und über Nevada liegt Rauch und Qualm über Minnesota. Am Ende liege ich auch.

Am 17. Februar ist der Dichter Ror Wolf im Alter von 87 Jahren in Mainz gestorben. Die Gedichte des Autors, der sogar dem Tod mit Witz begegnete, wurden im Frankfurter Schöffling-Verlag herausgebracht.

DIE NACHHALTIGKEIT GOLDENER VORHÄNGE

Kein neues Produkt kommt ohne das Attribut „nachhaltig“ aus. Was eine Selbstverständlichkeit sein sollte, wird gepriesen, als hätte gerade erst jemand herausgefunden, wie wichtig es ist, sich um die Natur zu scheren. Dabei haben Designer schon vor Jahrzehnten, beim Werkbund, am Bauhaus, an der HfG Ulm, die „Nachhaltigkeit“ zu einem grundlegenden Ideal ihrer Disziplin erklärt. Dass der Begriff zur „Lifestyle- und Werbefloskel“ verkommt, erkannte Markus Frenzl schon vor zehn Jahren. „Nachhaltigkeit pur“ lautete der Titel seiner ersten Kolumne, die sich mit der erstaunlichen Karriere des Designbegriffs auseinandersetzte. Frenzl, Professor für Design- und Medientheorie an der Fakultät Design der Hochschule München, ließ 53 Kolumnen „Designerglück“ folgen. Sie erschienen im „Design Report“ – das Magazin gab der Rat für Formgebung bis zum Herbst 2019 heraus. Nun hat Frenzl seine Kolumnen in einem Buch versammelt. Sie geben Antworten auf Fragen, die uns alle beschäftigen: etwa was die goldenen Vorhänge im Oval Office über Trumps Führungsstil aussagen. (pps.)



HUCH! SO SCHWER DAS LEBEN IM BÜRO!

Stellen Sie sich eine Frau im Büro vor! Nicht besonders schwer, oder? Vielleicht sind Sie sogar selbst eine. Sie hat dunkle oder helle Haare, lange Fingernägel oder kurze, vielleicht eine Brille oder Kontaktlinsen. Alles Eigenschaften, die andersgeschlechtliche Personen auch aufweisen, und nicht nur im Büro. Umso verwunderlicher, dass das Einzige, was eine Frau im Büro zu einer Rarität macht, offenbar genau das ist. Zumindest, wenn man sich gängige Versuche anschaut, „die arbeitende Frau“ darzustellen – in der Stockfotografie, in der Bilder nach Schema F auf Vorrat und für Bilddatenbanken produziert werden.

Geht es um Frauen im Berufsleben, in der „Arbeitswelt“, also in gläsernen Bürogebäuden oder Großraum-officegedönskomplexen, werden am liebsten erst einmal High Heels gezeigt. Was sollten Frauen auf der Arbeit auch anderes tun, als unbequeme, unpraktische und im heteronormativ und männlich geprägten Blick sexy machende Stöckelschuhe zu tragen. Warum sollte man Frauen beim Denken oder womöglich beim Arbeiten zeigen? Dann doch lieber Stöckelschuhe.

Frauen halten natürlich keine Vorträge, sitzen nicht vor endlosen Exceltabellen, leiten kein Team. Auf Stöckelschuhen, in kurzen Röcken und durchsichtigen Blusen wedeln sie mit Pressemitteilungen, um ein Beispiel aus dem Film „Bridget Jones“ zu bemühen. Sie schmäht übrigens denjenigen, der ihre Tätigkeiten so zusammenfasst, hinterher: Lieber wäre sie „Saddam Husseins Arschabwischer“, als länger in seiner Nähe zu arbeiten.

Abbildungen, die etwas weiter fortgeschritten sind (allerdings nur den Bildausschnitt betreffend), zeigen auch gerne mal wohlgeformte Frauenbeine in durchsichtigen Strumpfhosen, die zu den Stöckelschuhen gehören. Hallo?! Wir Frauen haben schließlich noch mehr Körper, den man objektivieren kann! Oft sind auch attraktive Frauen zu sehen, die im eng anliegenden Kostüm wunderbar ausschauen. Sie lächeln strahlend: Endlich dürfen wir ins Büro! Oder sie blicken ratlos drein: Büro? Das überfordert die Frau! Die schönen Beine überkreuzen sich womöglich unter einem Tisch, der womöglich sogar einer Chefin gehört, doch all das bleibt unserer Phantasie überlassen. Was zählt, sind nur die Stöckelschuhe.

Ein weiteres beliebtes Motiv ist eine Frau, die jung, schlank, weiß, attraktiv, am Rechner etwas nicht versteht. Kann ja vorkommen! Wie geht noch mal das Internet an?

Wo ist noch mal Solitaire? Und wo finde ich die tolle Website, auf der ich Stöckelschuhe bestellen kann? Solche wichtigen Fragen beantworten, das kann im Büro nur eine besondere Spezies: der Mann. So finden sich in Fotoplattformen Unmengen an Bildern von superklugen Männern, die superstüßen Frauen etwas am PC zeigen: Hast du ihn mal neugestartet? DAS ist dieses Internet, und HIER kannst du anhand meiner schlauen Erklärungen erkennen, wie toll ich doch bin.

Wenn Sie das alles für übertrieben halten, dann geben Sie mal „Frau“ AND „Büro“ in die Bildersuche ein. Eine große Plattform spuckt seitenweise Fotos aus von einer jungen Frau mit blondem Pferdeschwanz, die Yoga im Büro macht. Yoga! Ist ja klar, dass junge, blonde Frauen im Büro am liebsten Yoga machen. Nix da mit Arbeiten! Work-Life-Balance und gut aussehen und sportlich sein, damit die männlichen Kollegen einem noch lieber das Internet und die Welt erklären.

Auch ein schönes Motiv: die verzweifelte Frau im Büro. Eine andere Bildersuche spuckt als zweiten Treffer eine Frau aus, die an ihrem Schreibtisch sitzt, umgeben von säuberlich sortierten Rechnungen und Kassenbelegen. Sieht eigentlich ganz manierlich aus! Aber nein, die arme Frau ist offenbar vom Rechnungswesen so erschöpft, dass sie den Kopf auf ihre verschränkten Arme gelegt hat. Wenn es doch wenigstens Rechnungen von Stöckelschuhen wären! Oder durchsichtigen Strumpfhosen!

Frauen in dieser Position finden sich in vielen Varianten, mal mit dem Kopf so, als würden sie ihn gleich auf die Tischplatte schlagen, dann wieder sanft in die Arme gebettet, weil die schnelle, harte Arbeitswelt einfach nichts ist für ihr sanftes Gemüt, weil sie müde sind, so müde, und schwach, so schwach. Dabei sind sie wahrscheinlich einfach erschöpft, weil sie sich neben dem Vollzeitjob als Abteilungsleiterin noch um zwei Kleinkinder kümmern und sich zu viele Gedanken um den Gender Pay Gap machen.

Was macht man noch auf der Arbeit? Arbeitsverträge unterschreiben, natürlich. In der Vorstellung der Agentur dpa müssen Frauen, die das tun, lackierte Fingernägel haben. Wo kämen wir denn da hin, wenn man Frauen- und Männernägel nicht unterscheiden könnte?! (Gegenbeweis: Siehe Seite 26!) Dann würden Frauenhände womöglich noch versehentlich einen Arbeitsvertrag für einen Chefposten unterschreiben. *Johanna Dürrholz*

BOSS
HUGO BOSS

BOSS.COM

PRÊT-À-PARLER

Das Jahr 1959 besuchte Mitteleuropa einen „Jahrhundertssommer“, wie die Zeitungen gern vorschnell schrieben, denn es sollte ja nicht der letzte Sommer des Jahrhunderts bleiben. Mein Leben war von der Sonne beschienen: die Doktorarbeit beendet, bei einem angesehenen Verlag angestellt mit respektablem Gehalt, vermehrt durch gelegentliche Aufträge als Model für Werbeaufnahmen. Ein besserer Ort als München, die „heimliche Hauptstadt“ zumindest der Bohème und des Kinos, hätte sich kaum denken lassen.

Nicht einmal eine Leinwandkarriere schien außer Reichweite, nach anderthalb Jahren in Hollywood und der Nebenrolle in dem erfolgreichen Unterhaltungsfilm „In Hamburg sind die Nächte lang“. Der Büroalltag konnte mir nicht viel anhaben, wenn ich danach mit meiner Lambretta nach Schwabing ins nahegelegene Ungererbad fuhr, sofern mir mein Chef Fritz J. Raddatz gnädig „hitzefrei“ verordnete.

Jede freie Minute verbrachte ich dort mit meiner Clique. Es gibt ein Foto aus diesem Sommer, das für die Titelseite jeder Illustrierten getaucht hätte. Zwei junge Menschen in Badekleidung lachen in die Kamera, meine schöne Freundin Digne Meller Marcovicz und ich, ausgestreckt im Gras, beide braungebrannt und glücklich. So und nicht anders hatte das Leben auszusehen, beschloss das Sonnenkind. Bis mich zwei Polizisten in Empfang nahmen und wenige Stunden später die Tür einer Gefängniszelle hinter mir zufiel.

Gerade ein halbes Jahr lag das Bewerbungsgespräch beim Helmut-Kindler-Verlag zurück. Der Verlag brauchte mich. Ich ihn auch. Bloß nicht Studienreferendar mit Aussicht auf Verbeamtung oder Sprachlehrer am Goethe-Institut werden! Seit Kriegsende war der Bedarf des deutschen Lesepublikums nach französischer Literatur gewaltig gewachsen. Französische Theaterstücke von Jean-Paul Sartre bis Eugène Ionesco waren auf den Bühnen allgegenwärtig, leichthändige Unterhaltungslektüre wie Françoise Sgans „Bonjour tristesse“ hatte frischen Wind in die erdenschwere und etwas provinzielle Trümmer- und Wiederaufbau-Literatur Deutschlands gebracht.

Also brauchte der international ausgerichtete Kindler-Verlag einen Französisch-Lektor. Dass der eigentlich zuständige Fritz J. Raddatz selbst kein Wort Französisch sprach, aber so tun musste als ob, merkte ich beim Bewerbungsgespräch sofort. Auch Verlegergattin Nina Kindler examinierte mich, allerdings auf der Basis von Graphologie-Hokuspokus, und entlarvte mich als Typus „Wanderer“, das heißt als unsicheren Kantonisten. Andererseits fand sie mich lebendig und lustig. Unter den Verwandten der Kindlers gab es auch Schwule. Ich wurde engagiert.

Das Verlagshaus an der Lucile-Grahn-Straße in Bogenhausen verzählte zu den ersten Bürohäusern mit verglasten Innenwänden. Alle Mitarbeiter konnten also über fünf Büros hinweg beobachten, wie Raddatz ein Manuskript bearbeitete und mit der gleichen Intensität in der Nase bohrte.

Der Personalchef, Herr Doktor Reiber, liebte es, hinter dem großen Gummibaum der Eingangshalle versteckt, morgens den Angestellten aufzulauern. Den Verspäteten – zu denen auch ich öfters gehörte – trat er mit triumphierender Miene entgegen: „Herr Doktor Bermbach, es ist jetzt 8.05 Uhr. Der Verlag Kindler fängt um acht Uhr an.“ Auch wegen des Erschei-

nungsbilds des neuen Lektors, der unausgeschlafen in Jeans und Sandalen durch die Eingangstür kam, zog er seine Augenbrauen nach oben: „Herr Doktor! Ihre Kleidung ist unserem Hause unangemessen. Wir tragen hier Anzug und Krawatte.“

In der Personalabteilung saß eine reizende Dame, Bayerin schweizerischer Abstammung, die ich als Verbündete gewann, als sie meinen ersten Zusammenstoß mit ihrem Chef erlebte: Margarete Spitzenberger. Ihr verdankte ich den diskreten Hinweis, dass Herr Doktor Reiber ehemals Mitglied der SS war, was das antinazistische Verlegerpaar Kindler, das in



Für Spanish-Kurse in Madrid: Peter Bermbach Anfang 1961 über der Gran Via

VOM ANDEREN UFER INS GEFÄNGNIS

Unser Autor wurde 1959 nach Paragraph 175a wegen „versuchter Verführung“ verurteilt. Dem Schwulenhass entfloher er nach Paris.

Von Peter Bermbach

Berliner Widerstandsgruppen aktiv gewesen war, eigentlich von seiner Einstellung hätte abhalten müssen. Aber so lief das halt damals: Man löste das Vergangenheitsproblem in verdruckstem Nebeneinander. Denn zugleich leisteten sich die Kindlers die mutige Geste, den Grafen Heinrich von Einsiedel zu beschäftigen, der in sowjetischer Kriegsgefangenschaft dem „Nationalkomitee Freies Deutschland“ angehört hatte. Er war also ein „Veräter“, wie diese Leute allenthalben noch genannt wurden.

Zu Nina Kindler hatte ich ein gutes Verhältnis. Sie war eine mondäne Erscheinung, färbte ihre Haare karottenrot, und niemand im Haus durfte diese Haarfarbe mit ihr teilen. Ihre Sekretärin hatte sie in eine Sklavinnen verwandelt, aber zu mir war sie lieb und milde. Herr Kindler ließ mich öfter mit seiner Frau allein, wir saßen dann auf dem Sofa ihres Büros, zu dem norma-

lerweise kein Angestellter Zutritt hatte, plauderten übers Theater, und sie erzählte mir von ihrer Bühnenkarriere in Berlin. Ich bekam Kaffee von der demütigen Sekretärin gebracht und war glücklich. Weil ich mich akzeptiert fühlte.

Frau Kindler bestimmte maßgeblich, was verlegt wurde. Oft Werke jüdischer Autoren: Jakob Wassermann, Joseph Roth, Hermann Kesten oder Fritz Kortner und viele andere. Die Kindlers machten ein sehr gutes Verlagsprogramm. Geld verdient wurde eher mit der Illustrierten „Revue“, was wiederum Extravaganzen in kleiner Auflage wie die Kunstzeitschrift

Dann aber kam der Glücksfall: die Memoiren des großen Theatermanns Fritz Kortner. Raddatz hatte das Manuskript erst einmal selbst übernommen, dann aber vor den ihm unbekanntem amerikanischen Begriffen und Details aus Kortners Emigrationszeit kapituliert. Also überließ er mir eine zweite Bearbeitung, für die ich mich öfter mit Kortner und seiner Frau Hanna traf. Ich erlebte ihn von seiner lebenswürdigsten Seite: „Sie haben ein Filmgesicht. Ich mache irgendwann einen Film, in dem Sie mitspielen.“ Er hat aber dann nicht mehr Regie beim Film geführt, da seine erste Nachkriegsarbeit für das Kino, „Der Ruf“, kein Erfolg gewesen war.

An jenem Tag in der letzten Augustwoche 1959, der meinem ganzen Leben eine neue Richtung geben sollte, hatte ich bereits vier Stunden lang unfroh mit dem Bleistift in einem langweiligen Manuskript herumredigiert, als mir Raddatz auf dem Flur begegnete. „Sie sehen so unglücklich aus, setzen Sie sich auf Ihre Lambretta und fahren Sie ins Schwimmbad. Sagen Sie, Sie müssen zum Arzt, aber rufen Sie mich zwischendurch mal an.“

Im Ungererbad pirschte sich wie schon öfter ein Halbwüchsiger an mich heran. Nennen wir ihn Erhard G. Seine Eltern arbeiteten beim Bayerischen Rundfunk, und seine Schwester hatte denen schon gesteckt, dass wohl auch Schwule zu unserer Clique gehörten. Beide suchten die Nähe unserer Gruppe. Bis Digne eines Tages zu dem Mädchen sagte: „Geh weg! Wir wollen unter uns bleiben.“

Erhard G. und ich hatten ein paar Tage zuvor auf der Leopoldstraße Eis zusammen gegessen, und ich nahm ihn auf der Lambretta mit, wobei er sich auf dem Rücksitz des Motorrollers an mich heranschmiegte, so dass mir das Geschehen in seiner Hose nicht verborgen blieb. Im Schwimmbad sagte er dann: „Du, wir machen jetzt ein Spiel, ich spreiz‘ die Beine, und du schwimmst dazwischen durch.“ Habe ich natürlich nicht gemacht. Er war fast 18, ich war zehn Jahre älter als er. Offenbar wollte er mich – nicht ich ihn – verführen.

Vor allem saß mir die Horrorgeschichte aus meinem Abiturjahr noch immer in den Knochen. Das lag nun acht Jahre zurück. In meiner Heimatstadt Usingen im Taunus hatte damals auch alles Unheil in einer Badeanstalt begonnen. In den Umkleekabinen hatten Halbwüchsige belauscht, wie ein Mitschüler sich mit mir zum gemeinsamen Onanieren verabreden wollte, was wir Jugendlichen von Zeit zu Zeit taten. In meinem Fall machte das aber sofort die Runde in der Kleinstadt, von unseren Nachbarn bis zum katholischen Priester, denn überhaupt war ja allen längst

Mein Tagwerk bestand überwiegend darin, die schlechteren Texte von schlechteren Autoren zu lesen und zu redigieren, über Themen, die mich auch nicht sonderlich interessierten. Wenn eines dabei war, das mich fesselte, riss Raddatz es an sich, wie er es als erfahrener Lektor immer machte. Noch schlechter erging es allerdings der armen Traute Hiller, durch die ich im Verlag gelandet war. Sie war mit einem schwulen französischen Soldaten verheiratet und konnte mittelgut Französisch. Das hielt sie nicht davon ab, in Frankreich bei Agenturen neue Namen aufzutun, und so kam sie eines Tages mit dem Roman „Le cheval roux“ von Elsa Triolet an. Sie befürwortete eine deutsche Ausgabe, obwohl sie nur jeden zehnten Satz verstand. Kindler lehnte ab. In Frankreich wurde das Buch ein Bestseller.

Nun aber war ich in München, im Ungererbad, und das Gefühl, dass hier gerade etwas schrecklich schief lief, überkam mich schon, als ich wie versprochen Raddatz anrufen wollte. Erhard G. quetschte sich mit in die Telefonzelle des Freibads, während seine Schwester mit argwöhnischen Blicken in der Nähe stand. Das Gespräch mit Raddatz dauerte nur ein paar Minuten: „Nein, alles in Ordnung, offiziell sind Sie beim Arzt, niemand hat was bemerkt.“ Während des Telefonats legte ich kurz lässig den Arm um die Schulter des Jungen. Ich sah den Bademeister schon kommen, als ich die Tür der Zelle öffnete, neben ihm die Schwester, wild mit dem Zeigefinger fuchtelnd: „Da ist er!“ Wollte sie sich nun rächen dafür, dass Digne ihr befohlen hatte, uns nicht zu belästigen?

Der Bademeister baute sich vor mir auf: „Wir haben die Polizei gerufen. Würden Sie mir bitte folgen, es liegt etwas gegen Sie vor.“ – „Ich muss noch meinen Freunden Bescheid sagen und meine Sachen holen, können Sie einen Moment warten?“ Ich schaute mich um – mein kleiner Verehrer hatte sich längst verdrückt. Schuldig fühlte ich mich nicht. Aber ich wusste genau, worum es ging. Und tat in meiner Panik das Dummste, was ich hätte tun können: zog schnell meine Kleidung an, sprang über den Zaun und rannte mit klopfendem Herzen nach Hause in die Tristanstraße. Zu Fuß war es nicht weit zu meiner Wohnung.

Meine Lambretta stand noch auf dem Parkplatz. Über das Nummernschild fand man meine Adresse heraus. Eine Stunde später klingelte die Polizei. Der Beamte, der mich auf dem Präsidium an der Ertrstraße verhörte, war nicht unfreundlich, wies mich aber auf den Ernst der Lage hin: „Ich glaube, ich muss Sie leider in Untersuchungshaft nehmen, wegen Fluchtgefahr.“ – „Wohin soll ich denn fliehen? Ich habe nichts mit diesem Jungen gemacht.“ – „Es geht um eine Tat, auf die Zuchthaus steht. Sind Sie homosexuell?“ – „Ja.“ Das hätte ich nicht sagen sollen. „Hier stehen 200 Adressen von Anwaltskanzleien drin, suchen Sie sich eine raus“, sagte er und reichte mir ein Adressbuch. „Aber das ist doch wie in der Lotterie, darf ich nicht erst einen Freund anrufen?“ Ich durfte. Und erreichte Raddatz gerade noch vor Büroschluss. „Raddatz, Sie müssen mir helfen, ich bin verhaftet!“ Er hielt das für einen Scherz. „Hahaha. Ist es schön im Schwimmbad?“ – „Hören Sie, das ist ganz ernst, Sie müssen sofort hierherkommen. Sie müssen mir einen Anwalt besorgen, einen für Hundertfünfundsiebzig-Geschichten. Sie müssen mir helfen zu beweisen, dass ich nicht schwul bin.“ Seine Antwort: „Soll ich mich auf den Schreib-

tisch legen oder unter den Schreibtisch?“ Er war erst seit ein paar Monaten in Westdeutschland und kannte in München kaum jemanden, „außer Erich Kuby“, jedenfalls keinen Anwalt. Aber er hatte in der Zeitung über den berüchtigten „Spielbanken-Prozess“ gelesen und von da den Namen eines Anwalts in Erinnerung, einen Freiherrn von Thielmann.

Raddatz suchte mich eine Stunde später im Untersuchungsgefängnis auf und weinte, als er mich hinter einem Gitter im Besucherraum sitzen sah. „Raddatz, nun weinen Sie nicht. Bitte geben Sie mir lieber die Adresse dieses Anwalts. Und was machen wir mit Kindler?“ Er werde nichts sagen. „Ich fahre morgen früh nach Korsika mit meinem Menschen.“ Dieses Schattenwesen war mir in unseren Gesprächen schon öfter begegnet. Wenn ich ihn fragte, ob er mit mir ausgehen wolle, bekam ich zu hören: Nein, heute Abend kommt mein Mensch. „Hören Sie“, sagte ich, „Sie können mich doch hier nicht alleine lassen. Die meisten Leute, die ich noch vom Studium kenne, sind weg.“ Aber er reiste, blieb drei Wochen in Korsika, und als er zurückkam, saß ich immer noch in Haft. Es vergingen noch rund zehn Jahre, bis er mich wissen ließ, dass er selbst schwul und „der Mensch“ sein Langzeitliebhaber war.

Anwalt von Thielmann war allerdings auch in Urlaub. Hatte man sich bei der Polizei erst einmal für einen Anwalt entschieden, konnte man nicht mehr wechseln. Es erschien Herr Brandl, ein Angestellter der Kanzlei. Er spendete keinen Trost, sondern nur Papier und einen Bleistift, damit ich wenigstens meine

Schwester Ria informieren konnte: „Du darfst niemandem sagen, wo ich wirklich bin, ich bin in London und mache einen Fernsehfilm mit Hildegard Knef.“ Sie war aber bereits informiert. Durch Raddatz. Es überraschte mich nicht, dass auch sie in ihrem ersten Brief vom 27. August das Geheimhaltungsbündnis zwischen uns mitschmiedete: „Auf alle Fälle aber müssen wir sehr viel Rücksicht nehmen auf unsere Eltern, die unter gar keinen Umständen etwas erfahren dürfen, da sich, wie Du ja weißt, vor allem Mutter von einem Nervenschock oder Zusammenbruch nicht mehr erholen würde.“

„London Freitag 11.9.59. Hier ist sonst alles herrlich. Harvey ist in Ferien. Ich habe das Apartment für mich allein. Die Wirtin ist für ein paar Tage auch weg, ich brauche also nicht mehr gar zu heimlich abends herumzuschleichen. Die Knef sollte allerdings bereits am 10. – also gestern – wieder hier sein. Ich bin nie vor 1 h im Bett, weil ich meist mit Bekannten von den Studios aus in die Stadt mitgenommen werde + wir dann dort zus. essen. London ist wahnsinnig teuer, aber eben doch eine herrl. Stadt, in der ich lieber als in München leben möchte. Im Theater war ich noch nicht. Die fangen hier so früh – um 6 Uhr – an. (...) Hier tun sich Dinge, die für mich sehr amüsant sind – und ich bin glücklich dabei: Schließlich bin ich ja letzten Endes nicht auf der Welt, um nur irgendwo + irgendwie Geld zu verdienen, sondern es soll ein wenig Freude dabei sein.“



Ihr Briefwechsel liegt in Marbach: Peter Bermbach war ein Leben lang mit Fritz J. Raddatz befreundet.

Solche Briefe empfangen meine Eltern in diesen Wochen. Auf eine etwas irre Weise waren sie nicht völlig verlogen. Denn tatsächlich bewohnte ich mein „Apartment“ allein, auch wenn es sich um die Zelle 97 in der Justizvollzugsanstalt Neudeck am Auer Mühlbach handelte. Das war ein Frauengefängnis mit einer Abteilung für jugendliche Straftäter und Untersuchungsgefänglinge. Auch der Satz „Die Knef ist übr. noch nicht da“ war ja keineswegs falsch, und die Prognose „Falls ich die Rolle kriege, müßte ich hier bleiben, ca. 6 Wochen!“ entsprach meinen pessimistischsten Erwartungen. Meine Schwester Ria bewährte sich bewundernswert. Herr Brandl schmuggelte meine Briefe aus dem Gefängnis, sie nahm sie als Luftansa-



Im Schwimmbad: Peter Bermbach 1959 mit seiner Freundin Digne Meller Marcovicz

„Ich bekam schreckliches Heimweh nach Mutti + Papa + Dir und unserer so schönen – ach vergangenen Kindheit. Ich denke an jedes Zimmer daheim, an die Treppe, an unseren Hof + ich kann nur heulen vor Sehnsucht nach all dem Frieden der Vergangenheit, nach der Geborgenheit der vielen Jahre, die wir dort verbracht haben.“

Ich träumte von Sonnentagen in Saint-Tropez 1954. Hätte ich diese Misere für möglich gehalten, als ich dort die schönsten Ferienwochen zugebracht hatte, mit Freunden aus der Pariser Journalle und der Modebranche und dem Beginn einer jahrelangen Freundschaft mit dem Filmstar Michèle Morgan?

Es ist erstaunlich, wie ein Gefängnis-aufenthalt schon nach einer Woche die ganze bürgerliche Wohlanständigkeit in sich zusammenfallen lässt. Der ewig gleiche Blick auf die hellgrünen Wände, in der Zelle der stinkende „Kübel“, das Eisenbett „mit strohsackartigen Matratzen, die Staub regnen, der sich beim Kehren in grauen widerwärtigen Kugeln zusammenballt“, die Kälte hinter den dicken Mauern, der halbstündige Hofgang mit Dieben, Mördern und Wirrköpfen. Und dann das Essen! Sacharingsüfter Griesbrei, Grünernsuppe, Haferflockensuppe ohne Salz oder Zucker, großbrockige Blutwurst, halb heruntergewürgt, halb weggeschmissen.

Ich ging nach sechs Jahren zum ersten Mal wieder zur Kommunion. Und ich schrieb autobiographisch getönte Kurzgeschichten, nach dem Vorbild eines Bändchens amerikanischer Erzähler, das mir der Kommunist beschafft hatte. Fertig wurde aber nur die Erzählung „Umsonst“, die in einem Gefängnis spielte. In einer weiteren verarbeitete ich meine Erfahrungen als „Bus boy“ im Supermarkt von Holly-

Stewardess mit nach London, versah sie mit Umschlag, Adresse und britischer Briefmarke und warf sie dort in den Briefkasten.

In gewissem Sinne versuchte ich, in der Haft weiter zu arbeiten, indem ich meinen Pariser Literatenfreund Éric Jourdan (den künftigen Adoptivsohn von Julien Green) davon unterrichtete, dass die Publikation seines Stricher-Romans „Les mauvais anges“ im Kindler-Verlag am Gegengutachten meines Kollegen von Einsiedel gescheitert sei. Näheres über die „circonstances très désagréables“ meines derzeitigen Aufenthalts könne ich ihm jetzt nicht mitteilen, nur wie „furieux“ ich über die Ablehnung seines Werkes sei.

In der Nachbar-Einzelzelle 96 hauste ein sympathischer Kommunist, angeklagt wegen illegaler Aktivitäten für die drei Jahre zuvor verbotene KPD. Er versorgte mich mit Büchern aus der Gefängnisbibliothek wie Jakob Wassermanns Roman „Christian Wahnschaffe“, Machiavellis „Der Fürst“ und Novellen von Maxim Gorki. Ich verschlang alles, Camus, Zola, Maupassant. Erlaubt war eigener Buchbesitz nicht. Allerdings das Abonnement einer Zeitung. Meine „Süddeutsche Zeitung“ wurde in „Nummer 96“ als willkommene Gegengabe für die Bücher entgegengenommen. Ebenso wie der Tabak, den ich als Nichtraucher im Tauschhandel einsetzen konnte, vor allem für Papier, zu beschreibbaren Seiten zurechtgeschnittene Tüten, und meinen kostbarsten Besitz: eine Kugelschreibermine. So konnte ich meiner Schwester Ria lange Briefe schreiben, wenn es der zermüdbende Tagesablauf zuließ. Um sechs Uhr Licht an, um 16 Uhr Abendessen, um 20 Uhr Licht aus. Anfangs wurde noch die Form gewahrt. Aber das kippte schnell in nacktes Elend um. „Ich bekam schreckliches Heimweh nach Mutti + Papa + Dir und unserer so schönen – ach vergangenen Kindheit. Ich denke an jedes Zimmer daheim, an die Treppe, an unseren Hof + ich kann nur heulen vor Sehnsucht nach all dem Frieden der Vergangenheit, nach der Geborgenheit der vielen Jahre, die wir dort verbracht haben.“

Ich träumte von Sonnentagen in Saint-Tropez 1954. Hätte ich diese Misere für möglich gehalten, als ich dort die schönsten Ferienwochen zugebracht hatte, mit Freunden aus der Pariser Journalle und der Modebranche und dem Beginn einer jahrelangen Freundschaft mit dem Filmstar Michèle Morgan?

Es ist erstaunlich, wie ein Gefängnis-aufenthalt schon nach einer Woche die ganze bürgerliche Wohlanständigkeit in sich zusammenfallen lässt. Der ewig gleiche Blick auf die hellgrünen Wände, in der Zelle der stinkende „Kübel“, das Eisenbett „mit strohsackartigen Matratzen, die Staub regnen, der sich beim Kehren in grauen widerwärtigen Kugeln zusammenballt“, die Kälte hinter den dicken Mauern, der halbstündige Hofgang mit Dieben, Mördern und Wirrköpfen. Und dann das Essen! Sacharingsüfter Griesbrei, Grünernsuppe, Haferflockensuppe ohne Salz oder Zucker, großbrockige Blutwurst, halb heruntergewürgt, halb weggeschmissen.

Ich ging nach sechs Jahren zum ersten Mal wieder zur Kommunion. Und ich schrieb autobiographisch getönte Kurzgeschichten, nach dem Vorbild eines Bändchens amerikanischer Erzähler, das mir der Kommunist beschafft hatte. Fertig wurde aber nur die Erzählung „Umsonst“, die in einem Gefängnis spielte. In einer weiteren verarbeitete ich meine Erfahrungen als „Bus boy“ im Supermarkt von Holly-

wood, inklusive Entjungferungsversuch am Griffith Park durch eine reiche Kundin mit Nerz und Diamantenklunkern, gestaltet nach dem realen Erlebnis mit Mrs. Krahulik, der Gattin eines Modearztes der Filmbranche, die mich seinerzeit ins Herz geschlossen hatte. Hier wurde ein alternatives Schicksal durchgespielt: Was wäre gewesen, fragte sich der eingekerkerte Delinquent, wenn ich auf „den rechten Weg der Tugend“ geführt worden wäre?

Anwalt von Thielmann war aus dem Urlaub zurück. Der Kindler-Verlag konnte nicht länger hingehalten werden. Raddatz versuchte es mit „Blinddarm“, als die Kindlers schon Bescheid wussten. Meine Kugelschreibermine zerbrach. Vor allem brauchte ich Geld für den Anwalt, 3000 Mark, ich verdiente bei Kindler aber nur 900 im Monat. Der Freund von Ria, ein älterer, vermöglicher Mann, bezahlte es. Ich gab ihm das Geld später zurück.

Nach fast vier Wochen öffneten sich die Türen des Untersuchungsgefängnisses. In meine Bude konnte ich nicht zurück. Nachdem die Vermieterin mich im Wagen der Funkstreife hatte verschwinden sehen, kündigte sie mir. Norman, mein Studienfreund aus kalifornischen Tagen, hatte meine Sachen abgeholt und besorgte mir nun eine Schlafstatt auf dem Dachboden seiner Zimmerwirtin: eine Matratze auf dem Boden, kein Waschbecken, kein Klo.

Fritz J. Raddatz war bereits seit fünf Tagen aus dem Urlaub zurück, als der entlassene Häftling ihn anrief. „Kommen Sie gleich, ich bezahle Ihnen auch das Taxi.“ Er wohnte weit draußen in Grünwald, in einer schlichten Wohnung mit geliehem Kühlschrank. Bei all seiner Eitelkeit war er ein mitfühlender Mensch, ein hingebungsvoller Freund, der so litt unter meiner Geschichte, dass er mich zutraulich in den Arm nahm. Nichts hatte ich mir mehr gewünscht nach diesen Wochen, als dass mich jemand in die Arme nimmt. Aber als sich dann eine erotische Stimmung aufbaute, entschied er: „Ich ruf Ihnen jetzt ein Taxi, und Sie gehen besser nach Hause.“ Wir blieben auch die nächsten 55 Jahre beim „Sie“. Nur mit seinem Bekenntnis, selbst schwul zu sein, hat es schließlich nicht ganz so lange gedauert.

Ich setzte mich am nächsten Morgen auf die Lambretta und fuhr zum Verlag. Nicht mehr in Jeans und Sandalen, sondern in Jackett und mit Krawatte. Schließlich ging es jetzt um meine bürgerliche Existenz, da wird man anpassungsbereit. Frau Kindler hatte bei der Polizei angerufen, aber keine Auskunft über mich bekommen: „Das ist ein Fall der ‚Sitte‘.“ Frau Kindler war nicht blöd und dachte sich den Rest. Deshalb empfing mich, als ich das Verlagshaus nach vier Wochen wieder betrat, eine leicht gespenstische Normalität, als wäre ich nie weg gewesen.

Selbst Herr Doktor Reiber fiel auf seine Weise nicht aus der Rolle. Da er mich ja nicht erwartet hatte, kreuzte er erst in meinem Büro auf, nachdem ich mit dem Fahrstuhl in den sechsten Stock gefahren und durch die verglasten Wände gesichtet worden war. „Herr Doktor“, sagte Herr Doktor Reiber, „es ist uns zu Ohren gekommen, was geschehen ist. Nun fragen wir uns, ob wir Sie weiter behalten können. Denn in unserem Betrieb haben wir 70 Lehrlinge. Sie verstehen mich, nicht wahr, es könnte ja ‚über Sie kommen‘, im Aufzug zum Beispiel. Deshalb glaube ich, es wäre besser, Sie kündigen, sonst müssen wir Sie kündigen. Selbstverständlich wird sich der Verlag kulant zeigen und Ihnen...“ Ich wurde wütend: „Ich weiß genau, dass



„In Hamburg sind die Nächte lang“ von 1956: Bernbach (Mitte) als Schiffsarzt

VOM ANDEREN UFER INS GEFÄNGNIS

Sie Nazi waren, von jemandem wie Ihnen lasse ich mir gar nichts sagen! Ich bin unschuldig. Sie werden sehen, ich werde nicht verurteilt.“ Die Lautstärke schien ihn nicht zu erschüttern. Er schaute eher amüsiert, als wollte er mir sagen: Das werden wir ja sehen.

Reinhart Holl rief mich noch am selben Tag an: „Wenn du Geld brauchst, kann ich dir helfen. Falls die dich hier rausschmeißen.“ Ich suchte Frau Kindler auf, die mich mit geradezu zärtlicher Umarmung begrüßte. Sie konnte richtig mütterlich sein und nahm unsere regelmäßigen Plaudereien beim Kaffee sofort wieder auf. Holl gab mir den Auftrag, für die „Revue“ einen Touristen-Sprachführer in Französisch, Spanisch und Englisch zu verfassen, also eine Ansammlung alltäglicher Sätze für den Reisebedarf: „Ich suche eine Reinigung“, „Wo ist der Bahnhof?“ Intellektuell prickelnd war diese Arbeit nicht, aber sie lenkte ab – vom qualvollen Warten auf das Gerichtsverfahren. Und ich hatte ja schon 3000 Mark Schulden wegen der Anwaltskosten.

Das Verhalten meiner Bekannten in dieser Zeit enttäuschte mich. Diese ganze Münchner Libertinage, in der sich auch Schwule in trügerischer Sicherheit wogen, fand ein jähes Ende, sobald einer mit dem Gesetz in Konflikt geriet. Anrufe blieben aus, keine Verabredungen mehr in als wäre ich nie weg gewesen.



Auf seinem Balkon: Peter Bernbach lebt seit langem in Paris.

der Öffentlichkeit – man könnte da ja irgendwie „reingezogen werden“. Begegnungen auf der Straße bestanden in ein paar verlegenen Floskeln. Und möglichst schnell: „Du, ich muss weiter.“

Das größte Schockerlebnis war ausgerechnet Digne Meller Marcovicz, meine beste Freundin, die gerade in München das Fotografen-Handwerk erlernte. Mit den paar Pfennigen, mit denen ich aus dem Gefängnis kam, rief ich auch sie an: „Digne, ich komme aus dem Gefängnis!“ Ich war wochenlang weg, das hatte sie gar nicht bemerkt. „Kann ich zu Dir kommen? Ich bin allein, ich kann nicht mehr in meine Wohnung, die Vermieterin hat mich rausgeschmissen!“ Unterkühlt hätte ihre Antwort kaum ausfallen können. „Komm erst mal heute Abend her. Ich habe Karten für ein Beethoven-Konzert.“ Den ganzen Abend verlor sie kein Wort über meine Gefängniszeit, sie erzählte nur von sich und ihrer Schule.

Im Nachhinein kam mir der Gedanke, dass das nicht einfach Gefühlskälte war. Denn Digne stammte aus der Widerständler-Familie Bontjes van Beek. Ihre ältere Halbschwester Cato war 1943 in Plötzen-see hingerichtet worden. Da beeindruckten einen vier Wochen Untersuchungsgefängnis wegen eines „Sittlichkeitsdelikts“ vielleicht nicht sonderlich. Damals allerdings dachte ich in meiner Verzweiflung: So verhält sich keine echte Freundin. Und ich habe mich von ihr entfernt. Das hat sich nie mehr wirklich geändert.

Nur einer bewährte sich ein paar Monate später: Fürst Johannes von Thurn und Taxis. Neben Gustaf Gründgens und Außenminister Heinrich von Brentano war er vermutlich der bekannteste Schwule in der Ära Adenauer. Er war so reich, dass ihm sein Ruf egal sein konnte. Wir hatten uns oft im Nordbad getroffen, einer beliebten „cruising area“. Einmal kaufte er dort für zehn Mark Cremehütchen, um damit am Abend in seiner Wohnung an der Georgenstraße eine ganze Party zu schmeißen. „Komm doch auch hin“, sagte er, „da kannst du sämtliche Weiber kennenlernen, die mich heiraten wollen.“ Nun klingelte das Telefon: „Bin gerade in Paris, wohne

im Ritz. Ich hab' gehört, was passiert ist. Kann ich dir irgendwie helfen?“ Konnte er. Allein durch diesen Anruf. Wir trafen uns tatsächlich, als ich bereits in Paris war, im „Café de Flore“. Johannes war einsam. Er lebte wohl in der Angst, dass alle nur seines Vermögens wegen um ihn herum-scharwenkelten. Bei mir hatte er dieses Gefühl nicht. Trotzdem sind wir keine Freunde fürs Leben geblieben.

Anwalt von Thielmann geruhte nach seiner Rückkehr aus den Ferien, mich zum Gespräch zu empfangen. „Sind Sie wirklich homosexuell?“ Meinem Anwalt musste ich doch die Wahrheit sagen, dachte ich. „Das ist ja furchtbar“, sagte er. „Ich bin streng katholisch, ich muss Ihnen leider sagen: Für mich ist das Sünde. Ich kann Sie guten Gewissens nicht verteidigen. Sie sollten sich einen anderen Anwalt suchen.“ Bei einem Bankräuber oder Steuerbetrüger hätte sein Gewissen wahrscheinlich geschwiegen. Den Anwalt zu wechseln war jedoch nicht möglich. Sein Engagement vor Gericht fiel dementsprechend aus.

Beim Prozess im November saßen im Schwurgerichtssaal der „Maxburg“ lauter rechtschaffene, biedere Leute auf der Schöffenbank, für die Homosexualität ebenfalls ein Gräuelpunkt war. Der Prozess ließ sich am Anfang gar nicht schlecht an. Eine Zeugin sagte aus, dass Erhard G. an seiner Schule einen denkbar schlechten Ruf hatte. Dort handelte er mit verbotenem Pornomaterial aus Dänemark. Er war also ein gerissener Bursche, der sich sicher auch schon aufs Erpresserhandwerk verstand.

Es war nicht klug von mir, mich mit dem Richter anzulegen. Ich bat um Erlassnis, selbst ein Wort der Verteidigung sagen zu dürfen. „Herr Richter, Sie finden es unziemlich und nicht normal, dass ich mit einem Achtzehnjährigen in Schwabing einen Kaffee trinke und ihn mitnehme auf meinem Roller? Wie pervers fänden Sie es denn, wenn ich mich in der Tram neben eine fünfundachtzigjährige Rentnerin setze und mich nett mit der unterhalte?“ Das war zu viel für ihn: „Ja, wie reden Sie denn hier mit dem hohen Gericht? Ich werde bei der Universität Hamburg den Antrag stellen müssen, dass sie Ihnen den Dokortitel aberkennt wegen unwürdigen Verhaltens.“ Möglich wäre das gewesen. Der Richterspruch lautete: drei Monate Gefängnis auf Bewährung und eine Geldstrafe von 3000 Mark. Außerdem musste ich mich zwei Monate lang jeden Morgen auf der Polizeiwache in Schwabing melden, ehe ich ins Büro ging. Damit man sah, dass ich noch da war.

Die Universität Hamburg verhandelte über den Antrag des Richters tatsächlich, aber entschied: Georg Peter Bernbach trägt den Dokortitel auf Lebenszeit. Eine kleine Genugtuung.

Bis Ende des Jahres harrete ich, nunmehr vorbestraft, noch bei Kindler aus. Raddatz und ich kauften uns jeder einen Volkswagen für 500 Mark. Meiner beförderte mich im Januar 1960 nach Paris, wo ich seitdem lebe. Raddatz wechselte dann auf den Cheflektoren-Sessel bei Rowohl. Als der Bundestag 2017 die Rehabilitierung der nach Paragraph 175 Verurteilten beschloss, habe ich an das Gericht in München geschrieben. Der Präsident antwortete sehr freundlich. Die Akten seien nicht mehr vorhanden, man könne mir also keine Entschädigung von 3000 Euro bezahlen. Mir ging es um die moralische Wiedergutmachung. Dass ich kein Geld bekam, war mir schließlich auch egal. ◀

Aufgezeichnet von Bodo Baumunk.

FOTOS: ARCHIV/BERNBACH; HELMUT FRITKE

Game Changer. Challenger. Platinum.



Die Platinum Card und viele Upgrades, die das Leben bereichern. Jetzt Angebot sichern unter: amex.de/startguthaben

DON'T
live life
WITHOUT IT™





GRANDEMARE

Das Sofa hat der italienische Designer Antonio Citterio schon im Jahr 2011 für Flexform entworfen, allerdings fürs Wohnzimmer. Nun kann Grandemare auch im Freien stehen: Das Untergestell

ist aus rostfreiem Stahl, die dick gepolsterten Kissen, die auf einer Kunststoff-Vollkernplatte, einem Laminat, liegen, bestehen aus geschäumtem Polyurethan und einer Polyesterfaser. Bezogen sind sie mit einem wasserabweisenden Stoff.



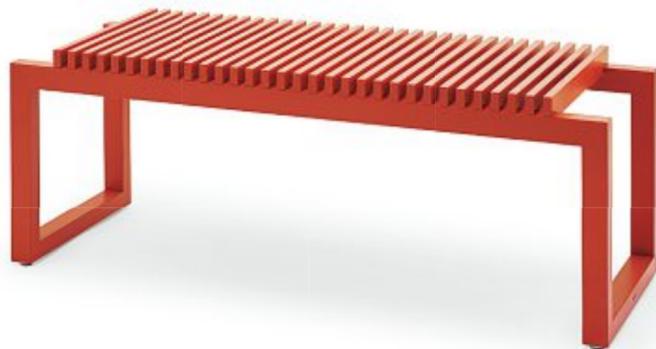
RABAT

Ein Regal, das drinnen und draußen stehen kann, hat der Niederländer Lex Pott, Jahrgang 1985, für Weltevree gestaltet. Inspiration waren Hütten in Schweden, wo es üblich ist, Bretter an den Wänden überlappend einzusetzen. Pott drehte die Technik um, so dass die Böden eingesteckt werden können. Das Regal aus verzinktem, pulverbeschichtetem Stahl und Lärchenholz kann auch zum Raumteiler werden.

EIN PLATZ AN DER SONNE

Draußen wird es schon wieder warm. Aber woher kommen die passenden Tische und Stühle für Balkon, Terrasse und Garten? Wir zeigen die schönsten neuen Entwürfe.

Von Peter-Philipp Schmitt



CUTTER

Vor 20 Jahren beteiligte sich Niels Hvass an einer Ausstellung mit dem Titel „Über die Planke gehen“. Der Däne, Jahrgang 1958, nahm einen hölzernen Lattenrost und gestaltete daraus eine einfache Bank, die, wie ihr Designer sagt, Bezug aufs Bauhaus nimmt. Später ergänzte Hvass

die Cutter-Kollektion unter anderem noch durch eine Garderobe und einen Wandspiegel. Als Material wählte er für seine Arbeiten unbehandeltes Teak- oder Eichenholz. Zum Jubiläum hat der dänische Hersteller Skagerak nun eine rotlackierte Sonderedition aufgelegt, die auf 20 Stücke limitiert ist.



WILD

Auf das Licht- und Schattenspiel von Ästen in einem dichten Wald wollte Robby Cantarutti mit seiner Kollektion verweisen. Der Italiener, der 1966 in Wuppertal geboren wurde und sich nach seinem Studium an der Universität in Venedig in Udine niederließ, hat für Fast Ess- und Beistelltische sowie Poufs mit Kissen in verschiedenen Größen entworfen. Sie sind aus Aluminium und pulverbeschichtet, die Platten bestehen aus Aluminiumlaminat.

CAPIZZI

Rattan und Metall hat der amerikanische Designer René Barba, der 1965 auf Kuba geboren wurde, für seinen Sessel (Serax) kombiniert. Er sei in Miami aufgewachsen, erzählt Barba, in einer Stadt, in der vieles an die fünfziger Jahre erinnere. Drinnen und draußen sei man dort von Rattan umgeben. Bei seinem Loungesessel im Retrolook sind Rücken und Lehnen aus dem Naturmaterial, das Gestell ist aus pulverbeschichtetem Aluminium.



Schwarz, Weiß und Petrol angeboten werden – und zum anderen bespannt mit dem wiederverwertbaren Gewebe Batyline, einem feinen, aber reißfesten Netz aus PVC, Polyvinylchlorid. Das Gestell ist aus lackiertem Aluminium, angefügt werden kann ein kleiner Tisch mit einer Platte aus Irokoholz.

LIPSTICK

Ein Vogelhäuschen in Form eines Diamantrings, ein Löwenkopf als Blumentopf oder ein Geweih als Halterung für den Gartenschlauch: Das schwedische Unternehmen Garden Glory, das Linda Bratrlöf vor acht Jahren gründete, ist bekannt für seine lustigen und bisweilen schrägen Garten-Accessoires. Nun ist noch eine Outdoor-Leuchte in Form eines überdimensionierten Lippenstifts hinzugekommen. Die 43 oder 48 Zentimeter große Aluminiumlaterne mit einer Blockkerze im Inneren gibt es auch mit rosa Spitze.



CAROUSEL

Sebastian Herkner, der 2019 auf der Pariser Messe Maison & Objet zum Designer des Jahres gekürt wurde, hat für Emu zwei Sitzmöbel entworfen, die sich zu einer Produktfamilie auswachsen könnten. Der Stuhl und der etwas breitere, tiefer gelegte Sessel bieten viele Variationsmöglichkeiten: Das Aluminiumgestell kann durch unterschiedliche Gewebe, etwa die Polyesterfaser „Fiberfill“, und Materialien ergänzt werden, so dass um einen Tisch wie bei einem Karussell jeweils „andere“ Stühle stehen können.



IZON

Verschiedene Formen und Höhen haben die Kaffee- und Beistelltische (Dedon) des gebürtigen Israelis Arik Levy. Es gibt sie in rund und eckig, sie können 27, 37 oder 47 Zentimeter hoch, die Tischplatten bis zu 130 Zentimeter lang sein. Der Designer, der in Paris lebt und arbeitet,



KNIT

Schon vor fünf Jahren stellte der italienische Hersteller Ethimo die von Patrick Norguet gestaltete Kollektion Knit vor. Die Stühle, Tische, Sofas und Liegen bestehen aus naturbelasemem oder gebeiztem Teakholz und einem Acrylgeflecht. Nun hat der Franzose, der seit 20 Jahren sein eigenes Studio in Paris hat, seine Kollektion noch um einen breiten Sessel sowie ein dreisitziges Sofa mit „besonders einladenden Formen“ erweitert und sie zudem mit dicken Kissen ausgestattet.



AUGUST

Vor ein paar Monaten wurde das Hotel August in Antwerpen eröffnet. Der Bau war einst ein Augustinerinnen-Kloster und gehörte zum Militärkrankenhaus der belgischen Stadt. Umgebaut hat den neoklassizistischen Komplex der Antwerpener Architekt und Designer Vincent Van Duysen. Von ihm stammen auch Innen- und Außeneinrichtung. Den schlichten Aluminiumstuhl August (Serax) hat er für die Hotelterrasse gestaltet. Er ist mit schwarzer, grauer oder graugrüner Pulverbeschichtung erhältlich.



LANDMARK

Die beiden Türen und die Schublade haben keine Griffe, der Schrank hat in seinem Inneren einen Abfluss, damit eindringendes Regenwasser ablaufen kann. Der Potsdamer Designer Carsten Gollnick hat für das Münsteraner Unternehmen Conmoto ein Stauraummöbel mit sechs variablen Einlegeböden geschaffen, das aus High Pressure Laminate, kurz HPL, besteht und extrem widerstandsfähig ist.



LEYASOL

Eine Sitzschale hat auch schon der Stuhl Leya, den der Hersteller Freifrau schon länger im Programm hat. Nun haben Birgit Hoffmann und Christoph Kahleyss (Hoffmann Kahleyss Design) eine Outdoor-Version entwickelt – mit einem wetterbeständigen Drahrgestell und dicken Polstern, die mit Kunstdaunen gefüllt und wetterfest bezogen sind. Den Sessel Leyasol – Sol ist das lateinische Wort für Sonne – gibt es als Schaukelstuhl mit gebogenen Kufen aus Holz und auch als Swing Seat mit zwei Halteseilen, die an einem Ast befestigt werden können.



RILLY

GamFratesi ist ein Designer-Duo, das sich aus der Dänin Stine Gam und dem Italiener Enrico Fratesi zusammensetzt. Die beiden Architekten haben 2006 ihr Studio in Kopenhagen eröffnet. Zu ihrer aktuellen Kollektion für den Outdoor-Möbelhersteller Dedon gehören Stühle, Sofas und auch Tagesbetten mit oder ohne Baldachin. Als Material haben sie die neue, weichere Kunstfaser „Touch“ gewählt, die nicht verflochten, sondern parallel gespannt wird. Dadurch entsteht auch bei ihrem hochlehniigen Cocoon-Sessel eine halbtransparente Struktur.



ZOE

Der Sessel, den der 1964 in der Lombardei geborene Designer Andrea Parisio für Meridiani entwickelt hat, besticht durch einen ungewöhnlichen Materialmix: Das Gestell besteht aus lackiertem Aluminium, die Rückenlehne aus einer von Hand geflochtenen Kunststoffkordeln, die Armlehnen sind mit Irokoholz bestückt. Zur Sitzmöbelfamilie gehört auch eine Bank, allerdings ohne Rückenlehne.



NOA

Tagesbetten sind zur Zeit überaus beliebt. Für Meridiani hat der italienische Designer Andrea Parisio, der zugleich Art-Direktor der Marke ist, eine Outdoor-Liege entworfen, die es zum einen in dieser geflochtenen Version gibt, mit Kunststoffkordeln, die in Grau,



BUSY
Die Löcher in Sitz und Rückenlehne, die an Polkatupfen erinnern sollen, schützen vor Korrosion. Denn Regenwasser, das sich in der Aluminiumschale sammeln würde, könnte dem Metall dauerhaft schaden. Den Stuhl hat das Duo Basaglia Rota Nodari (Alberto Basaglia und

Natalia Rota Nodari) für den italienischen Hersteller Diemmebi gestaltet. Es gibt ihn in drei Farben, mit oder ohne Armlehnen, sowie als Barhocker. Die Indoor-Version hat ein Gestell aus Chrom, das bei der Outdoor-Version in der Farbe von Sitz und Rückenlehne lackiert und damit wetterfest ist.



WEEK-END
Unweit des Arc de Triomphe in Paris wurde kürzlich ein neunstöckiges Gebäude als Co-Working-Space eröffnet. Im Kwerk Hausmann (Kwerk als Verballhornung von Co-work) gibt es einen Garten mit 342 Pflanzenarten und eine Dachterrasse, die mit der Kollektion Week-end (Petite Friture) vom Studio Brichet-Ziegler ausgestattet wurde. Zum Programm der Designer Caroline Ziegler und Pierre Brichet gehört auch der Servierwagen.

AMBIENT MESH

Das Gitterwerk aus geflochtenen Kunststofffasern soll das Licht im Dunkeln brechen. Die Leuchte (Gloster) des Dänen Henrik Pedersen, Jahrgang 1967, scheint aus der Zeit gefallen. Mit ihrem Fuß aus pulverbeschichtetem Aluminium, dem polierten Teakholzring und dem Korbschirm würde sie auch gut in die sechziger, siebziger Jahre passen. Sie ist als Tischlaterne und als 176 Zentimeter hohe Stehleuchte erhältlich.



TRAMPOLINE
Eine Insel zum Entspannen soll das Sofa sein, das Patricia Urquiola für Cassina entworfen hat. Inspiration waren tatsächlich Trampoline. Die Mailänderin mit spanischen Wurzeln entdeckte sie auf einer Reise durch Grönland, wo sie vor vielen Häusern für die Kinder standen, wie sie erzählt. Urquiolas Trampolin gibt es mit und ohne Baldachin, der Rahmen ist aus Edelstahl, Sitz und Rückenlehne sind mit Kunststoffkordeln umwickelt.

TAPE

In den Farben Schlamm und Lakritze bietet Minotti das „Schnurgeflecht mit Rattan-Effekt“ an, das die Lehne des Hockers umspannt. Der Hochstuhl ist Teil eines Sitzprogramms, das Nendo Design entwickelt hat. Das Studio mit Sitz in Tokio wurde von dem in Kanada geborenen Oki Sato im Jahr 2002 gegründet. Der Name seiner Stuhlfamilie erklärt sich durch ein Detail an der Rückseite: Dort scheint der bronze-farbene Metallfuß wie mit einem Klebeband, englisch Tape, befestigt zu sein, das aber ebenfalls aus Metall ist.



Bjarke Ingels gegründete Designgruppe mit Sitz in Kopenhagen, New York, London und Barcelona. Die Bank kann ohne Kissen auch als Tisch dienen. Gestaltet für Skagerak hat sie BIG, ein Akronym für eine von dem dänischen Architekten

LILIUM

Die überkreuzten metallenen Kufen ziehen sich durch die ganze Kollektion aus Stühlen, Sesseln und Tischen. Gestaltet für Skagerak hat sie BIG, ein Akronym für eine von dem dänischen Architekten



BAND

Sie wollte die Struktur eines Sessels aufbrechen, sagt Patricia Urquiola über ihren Entwurf für den spanischen Hersteller Kettal. Es sollte ein Objekt sein, das aus einzelnen Teilen wie zufällig zusammengefügt zu sein scheint. Der Stoff etwa wirkt wie ausgebreitet und nicht, als wäre er am Teakholzrahmen befestigt. Das Sitzmöbel gibt es auch als Stuhl für einen Tisch, mit und ohne Armlehnen und auch komplett aus lackiertem Aluminium.



SUNO

Der schwedische Designer Johan Lindstén, Jahrgang 1981, hebt bei seinem Entwurf ein Detail besonders hervor: die schmalen Räder, mit denen sich die Liege (Potocco) bewegen lässt. Sie haben einen Durchmesser von 57 Zentimetern und bestehen aus dem Verbundwerkstoff

HPL (High Pressure Laminate). Rahmen und Latten sind aus massivem Irokoholz, das aus Afrika stammt und besonders widerstandsfähig gegen Pilzbefall und gegen Insekten ist. Das Kopfteil lässt sich in verschiedene Positionen einstellen. Der Name Suno bedeutet Sonne – in Esperanto.

FOTOS: HERSTELLER

AMANITA

Mariana Pellegrino Soto wurde in Caracas geboren und studierte Design in Italien. Noch an der Uni begann sie, für Oluce zu arbeiten. Nun hat sie ihre dritte Leuchte für die 1945 gegründete Marke entworfen. Konzipiert wurde Amanita als Leselampe. Ihr Kopf besteht aus zwei schmalen Scheiben: Die eine Scheibe aus Metall ist mit dem Fuß verbunden, in der anderen, etwas dickeren, befinden sich die LEDs. Eine etwas größere Version der Leuchte ist auch für Terrasse und Garten geeignet, etwa zur Beleuchtung eines Wegs.



MINU

Vor einem Jahr feierte das Unternehmen Weishäupl sein fünfzigjähriges Bestehen. 1977 brachte Firmengründer Oskar F. Weishäupl die ersten Gartenmöbel heraus – aus Teakholz. Am Leitbild vom „Leben im Freien“ halten auch seine Kinder Stefanie und Philipp fest. Die Gestelle der aktuellen Kollektion Minu sind aus pulverbeschichtetem Aluminium und haben dicke Polster Elemente, die sich beliebig kombinieren lassen. Auch eine Liege fehlt nicht. Zwei davon passen unter den Baldachin mit seinen ausrollbaren Jalousien aus Polyacrylgewebe.



SAIL

Der Pouf von Héctor Serrano ist zwar schon aus dem Jahr 2016. Die zu Gandiablaco gehörende Marke Diabla hat nun aber auch eine Miniversion für Kinder herausgebracht. Der Sitzsack, in den man sich richtig hineinfläzen kann, ist mit Polystyrol-Kugeln gefüllt, er ist leicht und lässt sich überall hin mitnehmen. Der Bezug ist wasserabweisend und abnehmbar, er kann also gewaschen werden. Es gibt auch einen eckigen Pouf – als Fußablage.



PLASMA

Mehr als 20 Jahre ist es her, dass Erik Magnussen einen Stuhl entwarf, der aus vier Teilen besteht. Mit wenigen Handgriffen lässt er sich ohne Werkzeug zusammen- und wieder auseinanderbauen. Sitz- und Vorderbeine sowie Rückenlehne sind aus Kunststoff, die Hinterbeine aus pulverbeschichtetem Aluminium. Der Däne Magnussen, Jahrgang 1940, starb 2014. Nun hat Engelbrechts den sehr leichten und stapelbaren Stuhl wieder aufgelegt.



FENC-E-NATURE

Philippe Starck setzt auf die Natur. Darum hat er für sein Sofa (Cassina) auch ein ungewöhnliches Material ausgewählt: Die Rückenlehne besteht aus von Hand verflochtenen Weidenzweigen. Sie kann einfach mit Holzstiften bewegt und in zwei Positionen eingestellt werden: aufrecht, um sich zu unterhalten, und nach hinten geneigt, um sich zu entspannen. Für die Armlehnen hat er unbehandeltes, sandgestrahltes Teakholz gewählt.



CORTINA.026

Modular und stapelbar sind Bank und Stuhl (Diemmebi) von Basaglia Rota Nodari. Das nach ihnen benannte Studio haben die Architekten Alberto Basaglia und Natalia Rota Nodari 1997 in Bergamo gegründet. Sie blicken weit

voraus – auf die Olympischen Winterspiele 2026, die in Mailand und Cortina d'Ampezzo stattfinden. Ob ihr Sitzmöbel, das es in drei Breiten (60, 120 und 180 Zentimeter) und den Farben Babyblau und Goldgelb gibt, dort auch zum Einsatz kommt, wird sich zeigen.



OH, IT RAINS!

Die Rückenlehne ist viel zu groß, doch das hat einen einfachen Grund: Bei Regen lässt sie sich nach vorne klappen. Der Franzose Philippe Starck ist bekannt für seine witzigen Ideen, von denen nun erstmals auch B&B Italia profitiert.

Oh, it rains! sei keine Innovation, sagt Starck. „Es geht nicht um Style, nicht um Trends. Es geht nur um den Regen.“ Der Regenschutz ist aus Polyurethan, die Bezüge müssen nicht unbedingt wetterfest sein. Das Futter hat dennoch eine wasserabweisende Beschichtung.



RIA

Die Lehne gibt nach, wenn man sich hineinsetzt. Dabei ist der Stuhl, den der 1948 in Buenos Aires geborene Alberto Lievore für Fast entwickelt hat, nicht aus Kunststoff, sondern aus Aluminium. Ria wird mittels Druckgussverfahren hergestellt, ist leicht und stapelbar. Die Farbpalette reicht von Pulvergrau bis Perlgold, zudem arbeitet Lievore schon an der Erweiterung des Programms, das auf der Mailänder Möbelmesse vorgestellt wird – die in diesem Jahr wegen der Corona-Epidemie erst im Juni stattfindet.

DIE LIEGE SEINES LEBENS

Sie wollen sitzen, aber eigentlich lieber herumlümmeln? Dann ist die Fleeze das Richtige. Ein Besuch bei ihrem Erfinder Winfried Totzek.

Von *Katrin Hummel*
Foto *Holde Schneider*

Ein Verschlag auf dem Gelände eines Warendorfer Kalksandsteinwerks. Der Weg zum Eingang führt über abgeschnittene Transportbänder, vorbei an figurativen und abstrakten Kunstobjekten und Großplastiken. An der Tür hängt ein Schild: „Besucher Praxis Dr. Totzek“. Hier ist die Werkstatt des ehemaligen Orthopäden und Immer-noch-Künstlers Winfried Totzek, des Erfinders der Liege Fleeze. Man hätte sich gerne ein wenig umgesehen, doch leider hat er seinen Schlüssel vergessen.

Also geht es zunächst weiter in sein nahegelegenes Wohnhaus, in dem schon seine Frau Ulrike wartet. Der Neunundsiebzigjährige führt hinein ins Wohnzimmer. Man solle sich auf eine der beiden Fleezen setzen, sagt er, und schon kommt sie und schiebt dem Gast ein Kissen zwischen Lehne und Rücken, während er selbst in einem Sessel vom Flohmarkt Platz nimmt. „Orthopäden besitzen normalerweise Schiffsobligationen, Silber oder Straßenzüge. Ich hingegen habe nur mein Haus und nie nur wegen des Geldes gearbeitet.“ Er habe, anders als seine Kollegen, nicht so viel geröntgt. „Ich wollte den Patienten verstehen, wenn seine Rückenschmerzen psychosomatischer Natur waren.“ Sagt es, steht auf und knetet mal eben den Schultergürtel seines Gegenübers.

Schon als Erstklässler, 1946, hielt es ihn nicht auf seinem Stuhl. Damals ahnte er allerdings noch nicht, dass das Sitzen sein Lebensthema werden würde. Stillsitzen war für den kleinen Zappelphilipp einfach nur eine Qual. Als er eines Tages mit eingegipstem Arm im Religionsunterricht saß und den Arm hinter sich auf einen freien Tisch legte, um ihn zu entlasten, sagte der Pastor, der als Lehrer fungierte: „Totzek, setz dich gerade hin, sonst brech ich dir den anderen Arm auch noch.“ Zu Hause meinte sein Vater: „Der Pastor wird schon recht gehabt haben.“

Das konnte man auch anders sehen. Totzek merkte es erst später: Er beobachtete amerikanische Soldaten in seiner Heimatstadt Kamen, die ihre Füße beim Sitzen am Fenster hoch auf die Fensterbank ihrer Kommandatur gelegt hatten. Und er sah im Fernsehen John F. Kennedy, der beim Treffen mit Nikita Chruschtschow im Schaukelstuhl saß. „Es geht ja auch so, wie ich es will“, dachte sich Totzek. Das Ergebnis war, gut 40 Jahre später, die Fleeze.

Zwei Fleezen stehen in Totzeks Wohnzimmer, eine braune und eine schwarze, und beide sind gelenkig wie riesige Kraken. Man kann ihre Extremitäten beliebig verstellen, also Fußteil und Kopfteil, und sich darauf nach Herzenslust lümmeln, fläzen und flegeln, kopfüber und quer und hin und her, und dabei die Beine auch gern mal höher als den Kopf ablegen. Heute nennt man das dynamisches Sitzen, aber 1988, als die Fleeze auf den Markt kam, war sie eine Revolution. Der Schweizer Hersteller de Sede präsentierte sie auf der Möbelmesse in Köln. „Nachmittags, als ich in der Praxis war, bekam ich plötzlich einen Anruf von de Sede. Sie sagten, die Fleeze schlage ein wie eine Bombe, und ich müsse sofort kommen“, erzählt Totzek. Hat er dann seine Patienten nach



Wie eine Krake: Die gelenkige Fleeze mit ihren biegbaren Extremitäten entwarf der Orthopäde Winfried Totzek auch nach eigenen Bedürfnissen.

Hause geschickt? „Nein“, sagt Totzek. „Doch“, sagt seine Frau, die eigentlich gerade in der Küche ist und Lachsquiche mit Feldsalat zubereitet. „Du hast zweimal im Leben Patienten nach Hause geschickt: als der Hund gestorben ist und als die Fleeze so eingeschlagen hat.“

Dass es überhaupt zu diesem Erfolg kommen konnte, war nicht zu erwarten gewesen. Winfried Totzek hatte seinen Fleeze-Prototypen verschiedenen Herstellern angeboten. „Aber die sagten alle: Wir kriegen wöchentlich mindestens drei Vorschläge von Ärzten, und keiner taugt was“, erinnert er sich. Ein westfälischer Hersteller, Cor Sitzmöbel, der auch unter dem Namen Helmut Lübke firmiert, hatte schließlich Interesse. Doch Lübke beschied Totzek, er müsse ein Jahr warten, bevor die Fleeze produziert werden könne. Er habe damals in Scheidung von seiner ersten Frau gelebt, das sei teuer gewesen, sein Scheidungsanwalt habe einen Stundensatz von 600 Mark genommen. Deswegen habe er sich nach einem weiteren Hersteller umgesehen. So kam er zu der Schweizer Marke de Sede. „Da saß ein kluger Mann, er sagte: ‚Daraus machen wir was.‘“ Das war 1986.

Zwar sei es ihm nie ums Geld gegangen, doch unter Wert verkaufen wollte er seinen Entwurf auch nicht. So habe er bis zuletzt mit dem Juristen der Holding verhandelt, zu der de Sede gehörte. „Wir saßen in Zürich im Restaurant ‚Storchen‘, und er wollte einfach nicht auf meine Forderung einsteigen“, sagt Totzek, der heute weiß, dass er damals aufgrund von Falschinformationen über die üblichen Lizenzen zu viel verlangt hatte. Doch damals hielt er daran fest, und gegen 23.10 Uhr sagte er zu dem Anwalt: „Ich setze mich jetzt ans Klavier in der Bar und spiele bis 24 Uhr, und danach gehe ich.“ Totzek spielte also den Evergreen „All Of Me“ und noch vieles mehr. „Und um kurz vor Mitternacht“, erzählt Totzek, „tippte mir der Jurist von hinten auf die Schulter und sagte: ‚Wir machen das.‘“ Er freut sich noch immer darüber. Dann steht er auf und setzt sich an seinen Flügel, um zu beweisen, dass er „All Of Me“ immer noch ganz passabel spielen kann, obwohl er eigentlich Trompete gelernt hat.

Als er wieder Platz nehmen will, muss man ihn auffordern, dass er sich doch auch mal auf eine Fleeze setzt. Er lümmle sich darauf eigentlich nur abends zum Fernsehen.

Dann turnt er behende auf der Liege herum, nicht ohne in Wert verkaufen wollte er seinen Entwurf auch nicht. So habe er bis zuletzt mit dem Juristen der Holding verhandelt, zu der de Sede gehörte. „Wir saßen in Zürich im Restaurant ‚Storchen‘, und er wollte einfach nicht auf meine Forderung einsteigen“, sagt Totzek, der heute weiß, dass er damals aufgrund von Falschinformationen über die üblichen Lizenzen zu viel verlangt hatte. Doch damals hielt er daran fest, und gegen 23.10 Uhr sagte er zu dem Anwalt: „Ich setze mich jetzt ans Klavier in der Bar und spiele bis 24 Uhr, und danach gehe ich.“ Totzek spielte also den Evergreen „All Of Me“ und noch vieles mehr. „Und um kurz vor Mitternacht“, erzählt Totzek, „tippte mir der Jurist von hinten auf die Schulter und sagte: ‚Wir machen das.‘“ Er freut sich noch immer darüber. Dann steht er auf und setzt sich an seinen Flügel, um zu beweisen, dass er „All Of Me“ immer noch ganz passabel spielen kann, obwohl er eigentlich Trompete gelernt hat.

Als er wieder Platz nehmen will, muss man ihn auffordern, dass er sich doch auch mal auf eine Fleeze setzt. Er lümmle sich darauf eigentlich nur abends zum Fernsehen. Dann turnt er behende auf der Liege herum, nicht ohne in Wert verkaufen wollte er seinen Entwurf auch nicht. So habe er bis zuletzt mit dem Juristen der Holding verhandelt, zu der de Sede gehörte. „Wir saßen in Zürich im Restaurant ‚Storchen‘, und er wollte einfach nicht auf meine Forderung einsteigen“, sagt Totzek, der heute weiß, dass er damals aufgrund von Falschinformationen über die üblichen Lizenzen zu viel verlangt hatte. Doch damals hielt er daran fest, und gegen 23.10 Uhr sagte er zu dem Anwalt: „Ich setze mich jetzt ans Klavier in der Bar und spiele bis 24 Uhr, und danach gehe ich.“ Totzek spielte also den Evergreen „All Of Me“ und noch vieles mehr. „Und um kurz vor Mitternacht“, erzählt Totzek, „tippte mir der Jurist von hinten auf die Schulter und sagte: ‚Wir machen das.‘“ Er freut sich noch immer darüber. Dann steht er auf und setzt sich an seinen Flügel, um zu beweisen, dass er „All Of Me“ immer noch ganz passabel spielen kann, obwohl er eigentlich Trompete gelernt hat.

In den vergangenen Jahren hat Totzek dann vor allem figurative Kunst entworfen, aber auch weitere Sitzmöbel.

Vor rund einem Jahr, also mehr als 20 Jahre nach der letzten von de Sede produzierten Fleeze, klopfen die Schweizer dann abermals bei Totzek an und fragten, ob man sie eventuell wieder neu auflagen dürfe. Totzek freute sich, weil er darüber auch schon nachgedacht hatte. Voraussichtlich von April an kann man sie wieder kaufen, die Fleeze, gefertigt von de Sede, mit leicht veränderten Maßen: Sie ist drei bis fünf Zentimeter höher, die Rückenlehne ist etwas weiter nach vorne geneigt, so dass das Kissen im Rücken obsolet werden dürfte. „Leute, die Sitzmöbel machen“, sagt Totzek, „müssen als erstes den Menschen gut kennen, der sich darauf wohlfühlen soll.“

Womit sich der Kreis zu seinem Orthopädendasein schließt. Auch heute arbeitet Totzek bisweilen noch als Arzt. Und zwar, wenn Bekannte oder ehemalige Patienten ihn anrufen, weil sie mit ihrem neuen Orthopäden unzufrieden sind. „Dann untersuche ich sie gründlich, sehe mir ihre Unterlagen an und höre ihnen zu“, sagt er. Meist geht es ihnen dann auch besser. ◀

BORN IN LE BRASSUS



AUDEMARS PIGUET
Le Brassus

RAISED AROUND THE WORLD



AUDEMARS PIGUET BOUTIQUE FRANKFURT : GOETHESTRASSE
AP HOUSE MÜNCHEN : MAXIMILIANSTRASSE



PANAMA MANN

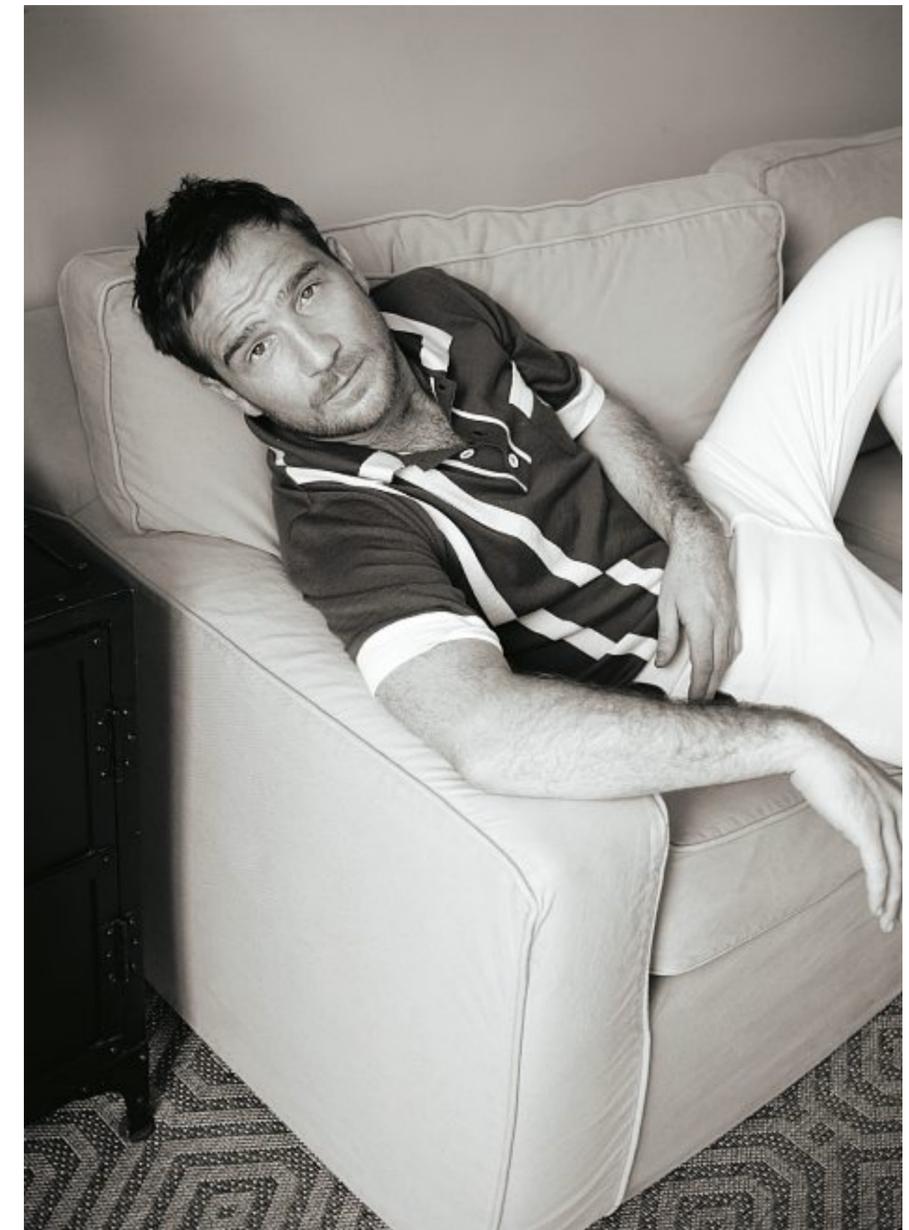
Frederick Lau spielt nicht nur Romantiker, Gangster und Sonnyboys. Er überzeugt auch als Model für Männermode – in Panama.

*Fotos Lottermann and Fuentes
Styling Jana Krentzlin*

Ein Anruf bei Frederick Lau auf dem Handy. Er ist zu Hause. Hat lange geschlafen, weil der Dreh am Abend vorher so lange gedauert hat, und gerade noch einen Moment in der Wintersonne auf dem Balkon gesessen. Trotzdem sagt er entschuldigend, er müsse erst einmal aufwachen. Manche seiner Sätze sind so dahingenschelt, dass man denkt: So ein Typ ist das halt. Wenn Lau persönlich Interviews gibt, trinkt er dazu gern Weizenbier oder Rotwein. Jetzt keucht er, als würde er nebenbei rauchen. Auch das kann man sich vorstellen. Trotzdem lässt Lau sich auf jede Frage ein und wirkt zugänglicher und persönlicher als andere deutsche Erstliga-Schauspieler. Genau diese ungewöhnliche Mischung zeichnet auch seine Figuren aus: zartfühlende Macker, Loser mit Street Credibility, Sonnyboys mit Tiefgang. Laus Leinwand-Authentizität entsteht aus dem Bauch heraus in Verbindung mit maximaler Disziplin. Dafür hat der gebürtige Berliner, Sohn eines Antiquitätenhändlers, schon früh seinen ersten Deutschen Filmpreis bekommen („Die Welle“). Einen zweiten gab es dann für den Berliner Nacht-Rausch „Victoria“. Lau sagt, er habe wenig Zeit, gleich werde er abgeholt, im Hintergrund riefen sie ihn schon. Dabei stellt sich heraus: Das ist gerade alles andere als ein normaler Dreh, wie Lau ihn seit mittlerweile 20 Jahren kennt. Auch seine Kurzatmigkeit hat einen überraschenden Grund. Während er telefoniert, schlüpfte Lau nebenbei in sein Kostüm: einen weißen Smoking! Dank des Shootings von Nada Lottermann und Vanessa Fuentes kann man sich sogar vorstellen, wie cool er darin aussieht.

Links: Sakko und Hose von Boss, Brille von Persol

Rechts: Poloshirt von Fred Perry x Nicholas Daley, Jeans von Arket





Hemd von Levi's
Vintage Clothing,
Hose von Jil Sander

Bomberjacke von
Alpha Industries x
Lottermann and
Fuentes, Hose von
Jil Sander

PANAMAMANN

Rolli von Cos, Jeans
von Arket, Sakko
von Paul Smith



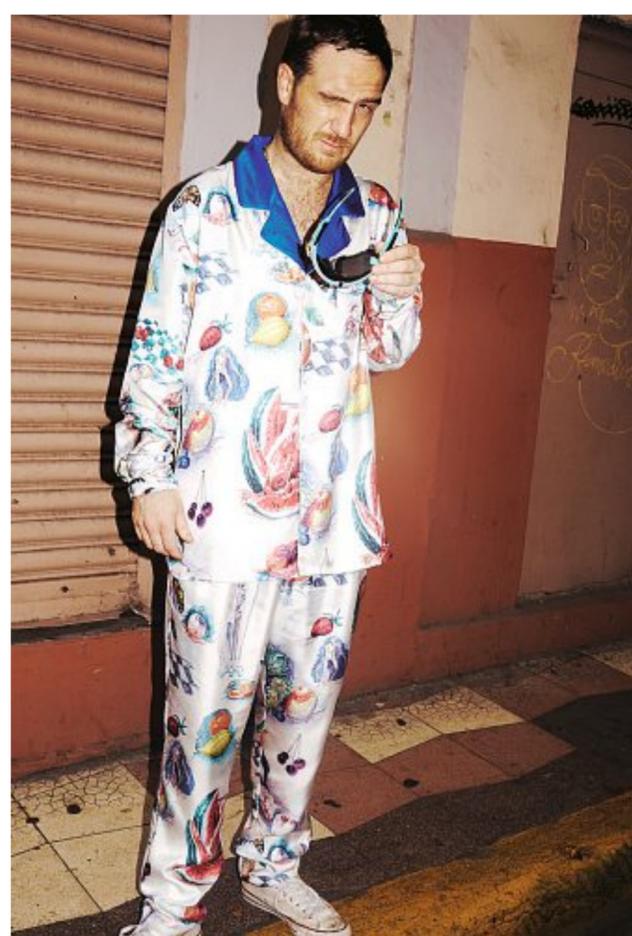
Pullover von Boss,
Sonnenbrille
von Oakley



Hemd von
Calvin Klein Jeans,
Jeans von Jet Set

PANAMAMANN

Zweiteiler im
Pyjama-Stil
von Soulland,
Sonnenbrille von
Oakley, Sneaker
von Converse



Fotografinnen: Nada Lottermann und Vanessa Fuentes
Styling: Jana Krentzlin
Fotografiert in Panama



PANAMAMANN

Woran arbeiten Sie gerade?

Ich drehe gerade mit Kida Khodr Ramadan unseren ersten Film, unser Regie-Debüt quasi. Heute haben wir unseren fünften Drehtag, und es ist alles ein bisschen harakirimäßig. Es geht um jemanden, der den letzten Tag seines Lebens erlebt. Den spiele ich. Kida spielt nicht. Der passt auf, dass wir nicht alles falsch machen.

Erzählen Sie doch erst mal noch ein bisschen vom Foto-Shooting für dieses Magazin in Panama.

Eigentlich bin ich nicht so der Shooting-Freund. Aber diese Reise durch Panama mit den beiden Mädels war etwas total Besonderes: ein anderes Land kennenlernen und dabei trotzdem was Schönes beitragen. Und im Nachhinein freut man sich natürlich, was man alles erlebt hat. Wir waren in den Slums unterwegs, wir waren aber auch bei den schönen Reichen.

Warum Panama?

Wir haben ein Projekt von „Viva con Agua“ unterstützt. Die sorgen dafür, dass Brunnen gebaut werden auf der ganzen Welt und die Leute eine Möglichkeit haben, an frisches Wasser zu kommen. Deswegen waren wir da.

Sie sind kürzlich 30 geworden. Wie haben Sie gefeiert?

Ich habe einen Männerabend gemacht mit meinen besten Freunden, und wir haben gut diniert und viel Rotwein getrunken. Ich glaube, wir waren so zehn Jungs am Tisch und haben uns gut unterhalten.

Wenn Sie aus diesem Anlass Bilanz ziehen: ein Häuschen mit Garten in Berlin-Steglitz, Frau und drei Kinder, zwei deutsche Film- und diverse andere Preise, ein Buch zusammen mit Kida Ramadan über Ihre Männerfreundschaft. Sind Sie stolz auf das, was Sie so geschafft haben?

Ich finde, im Leben muss man mindestens einmal all das machen, was man kann oder worauf man Lust hat. Da steht mir noch einiges bevor. Aber ich glaube auch, dass ich schon einiges gemacht habe. Ob ich stolz bin? Auf manche Sachen total. Darauf, dass ich jetzt meinen eigenen Film drehe. Auf meine Familie bin ich stolz, dass sie es mit mir aushält.

Sind Sie noch so ehrgeizig wie mit 20?

Ich stehe jetzt nicht auf und mache das alles als Hobby.

Fühlen Sie sich noch manchmal als Außenseiter, wie mit 15?

Ich habe auf jeden Fall meinen eigenen Kopf. Es ist schwer, mich von etwas abzubringen. Ich tue das, was ich will.

Als Jugendlicher im gutbürgerlichen Steglitz haben Sie sich vorzugsweise an die Straßengänge gehalten...

Das ist immer noch so. Ich habe noch meine alten Freunde. Und manchmal, wenn ich so in dieser Filmwelt unterwegs bin und mich auf diversen Veranstaltungen rumtreibe, höre ich dieses Lied „Mit 18“ von Marius Müller-Westernhagen. Dann singe ich laut: „Ich möcht zurück auf die Straße.“ Dann geht's wieder.

Weinen Sie noch manchmal wie mit zehn Jahren? Als Kind, haben Sie erzählt, hat Sie



Anzug von Boss

jede Niederlage beim Sport in Verzweiflung gestürzt. Und Ihr Vater war an Ihrer Seite und hat Sie sich ausweinen lassen. Ich weine noch, und ich befürworte das Weinen. Über dem Bett meines Sohns hängt ein Bild, da steht drauf „Boys don't cry“. Das „don't“ ist durchgestrichen. Insofern gebe ich das Weinen weiter. Ich glaube, das ist so eine Selbstreinigung. Wie wenn man in einen See springt.

„WIR WAREN IM SLUM UNTERWEGS UND BEI DEN SCHÖNEN REICHEN“

Wenn Sie sagen, man muss alles im Leben einmal gemacht haben: Was kommt, bis Sie 40 sind?

Ich hatte noch nie im Leben konkrete Ziele. Ich weiß nie, was passiert. Aber an dem, was ich nicht weiß vom Leben, bin ich am meisten interessiert. Das kommt so auf einen zu, und dann nimmt man das an. In der Sendung „Inas Nacht“ zum Beispiel habe ich spontan gesungen, „Der Traum ist aus“ von Rio Reiser. Ich würde eigentlich nie in der Öffentlichkeit singen. Aber da wird man gefragt, und dann denkt man kurz nach. Oder man

denkt gar nicht nach und sagt einfach: Ja. Und ich dachte so: Alles klar, dann hast du auch das hinter dir.

Ihre Kinder sind fünf, drei Jahre und erst wenige Monate alt. Gibt es Momente, in denen Sie sich als Vater so erleben, wie Ihr Vater mit Ihnen war?

Das hat jeder, dass da so eine Prägung durchkommt. Man ist ein Produkt seiner Vergangenheit und nimmt das Gute wie das Schlechte mit. Ich zum Beispiel gehe mit meinen Kindern an die gleichen Plätze, die mir mein Vater gezeigt hat. Irgendwie trägt man da was weiter. Manchmal ist das auch erschreckend, gewisse Reaktionen oder Ängste. Manchmal ist es auch einfach nur, dass man die Hände hinterm Rücken kreuzt, wenn man spazieren geht. Das Wichtigste ist, dass man sich weiterentwickelt.

In Interviews sagen Sie gern, dass es Ihnen wichtig sei, Quatsch zu machen...

Ganz wichtig! Nonsens reden und sich das Leben irgendwie schön machen!

Und Ihr jüngster bester Quatsch? Bei Ihrer aktuellen Produktion mit Kida Ramadan: Albern Sie den ganzen Tag herum?

Klar, wir haben Spaß. Aber vor allem haben wir erst vor Weihnachten beschlossen, dieses Projekt zu drehen. Ich habe eines Nachts einen Anruf bekommen von Kida, der mich gefragt hat: Du hattest doch mal diese Idee – darf ich die verfilmen? Da habe ich gesagt: Nee, wenn, dann will ich die zusammen mit dir verfilmen. Das ist ja eigentlich auch schon ein ganz großer Quatsch. Wir haben kein

richtiges Drehbuch, wir gehen da jetzt raus und machen einen Film. Das ist auch wieder so ein Trauen-Ding: Es ist wichtig, sich einfach zu trauen.

Keine Filmförderung, kein normales Set mit Maske, Wohnwagen für die Hauptdarsteller, Catering und zig Leuten für alles?

Nee, nee, gar nichts. Wir haben unsere eigene Firma gegründet, die heißt „Macademia & Mothermilk“. Das ist ja auch schon ein großer Quatsch.

Die haben Sie einfach so gegründet?

Klar. Wir haben auch keinen Kostümbildner. Ich werde gleich abgeholt und ziehe mich hier nebenbei an. Wir müssen zunächst auf Motivtour. Wir brauchen noch einen Keller zum Drehen und fahren jetzt in den Laden zu meiner Mutter und gucken uns dort um.

Und Ihre Frau mit dem kleinen Baby macht das alles mit?

Ja natürlich, die unterstützt mich total, das ist ja das Schöne an meiner Frau und meinen Kindern. Mein Sohn spielt auch mein inneres Kind in dem Film, das heißt, er muss ab und zu mal kurz vorbeikommen und sein Gesicht in die Kamera halten. Meine Frau spielt auch mit. Wir sind ein schönes Familienunternehmen. Und dann arbeiten wir mit Pantaflix zusammen, der Firma von Matthias Schweighöfer. Die sind direkt drauf angesprungen und geben uns die Freiheit, das jetzt einfach so zu machen, wie wir es machen: „Roccas Reise“. Ein langsam erzählter Spielfilm.

Ihr aktueller Kinoerfolg heißt „Das perfekte Geheimnis“. Gibt es ein klitzekleines Geheimnis aus dem Leben des Frederick Lau, das Sie an dieser Stelle verraten würden?

Dann wär's ja kein Geheimnis mehr. Ich kann noch einen anderen Film ansprechen, „Nightlife“ mit Palina Rojinski und Elyas M'Barek. Es geht um zwei Barkeeper, denen das Nachtleben in Berlin zu viel geworden ist. Der ist gerade jetzt im Februar rausgekommen. Ich habe ihn gerade gesehen und finde ihn sehr lustig.

Könnten Sie sich das vorstellen, dass Ihnen das Nachtleben zu viel wird?

Ja, total. Berlin ist sowieso eine Stadt, die einen total schnell auffressen kann. Deshalb wohne ich auch ein bisschen weiter weg in Steglitz. Sonst wäre ich dafür sehr, sehr anfällig.

Welche Dinge auf der Welt machen Sie genauso glücklich wie das Schauspielern?

Musik ist das Größte, die schnellste, direkteste Emotionalität, die man haben kann. Meine Familie macht mich noch glücklicher. Wenn ich mit den Kindern und meiner Frau im Arm liege und die Tage im Bett verbringen kann oder spazieren gehen... Oder reisen. Es ist wichtig, sich emotional zu bilden. Man kann nur Geschichten erzählen, wenn man die Welt kennt. Sich die Welt anzugucken ist deshalb etwas Großes.

Was wünschen Sie sich für die zwanziger Jahre des 21. Jahrhunderts?

Ich hoffe, dass die Zwanziger genauso geil werden wie die damals, dass das genau den gleichen Charme hat wie 1920. Das wäre schön. Genauso wild und cool und vielleicht auch mit Stil bepackt.

Die Fragen stellte Julia Schaaf.

www.igieco.it/de



#mystyle

IGI&CO[®]
made in Italy 



Morgens wuchert der urbane Dschungel noch nicht: Aber an der Calle Jesús Carranza, der zentralen Achse von Tepito, leben die meisten ehemaligen Inhaftierten in ganz Mexiko.



„Woanders könnte ich nicht leben“: Gardenias-Spielerin Ileana posiert neben einem Straßenaltar der „Santa Muerte“ in Tepito.

GHETTO Blumen

Armut, Drogen, Gewalt: Tepito ist der gefährlichste Bezirk von Mexiko-Stadt. Doch hier spielt auch Mexikos schillerndstes Fußballteam: die Gardenias de Tepito.

Von Airen
Fotos Eunice Adorno

Als die Gardenias de Tepito spät nachts ins Maracanã-Stadion einlaufen, als heiß erwarteter Höhepunkt der Stadtteilfeier von Tepito, gleicht ihr Auftritt eher einer Zirkusvorstellung als der Eröffnung eines Fußballspiels. Zunächst betritt ein spindeldürrer Wesen mit Knöchelkettchen und Dreitagebart den Rasen. Dahinter folgt eine dralle Diva mit babyblauer Haarschleife und schief sitzendem Rock. Eine baumlange Blondine stolpert aufs Feld, Brüste wie Barbie, Kinn wie Ken. Dann eine dunkelhäutige Pippi Langstrumpf, Zöpfchen, Kniestrümpfe, scharlachrote Sandalen – summa summarum elf wunderliche Geschöpfe. Auf den Rängen tobt der Mob.

Mit breiten Hüften und flatternden Perücken postieren sich die Gardenias an der Mittellinie, Flutlicht verwerfacht ihre Schatten. Sie sind der Angstgegner der Spieler von Ebraye, im gegnerischen Spielfeld versammelt. Und auch an diesem Abend werden sie den Männern in den roten Trikots eine demütigende Niederlage verpassen.

Aber Moment: Eine Schar von Transfrauen, die ein professionelles Männerteam aufreißt? Und dieser von Narben durchzogene Acker – das soll das legendäre brasilianische Maracanã-Stadion sein?

Es ist Tepito.

Tepito ist ein Moloch. 72 Häuserblocks urbaner Dschungel, der im Herzen der mexikanischen Hauptstadt wuchert wie ein Karzinom. Unter einem Dach aus Zeltplanen verbirgt sich hier ein Labyrinth von Gassen, in denen ein Markt pulsiert, auf dem alles verkauft wird, was verboten ist: Schmuggelware, raubkopierte DVDs, gefälschte Markenkleidung, Waffen, Drogen, Steroide und eine ganze Halle voller Hehlerware, von den virtuosen Dieben Tepitos im Rest der Stadt zusammengeraubt. Von der Hauptachse des Viertels, der Calle Jesús Carranza, hat jemand mal errechnet, dass sie die höchste Quote an ehemaligen Inhaftierten in ganz Mexiko beherbergt. Und wenn wieder einmal eine Hundertschaft der Polizei das Viertel stürmt, flüchten Dealer und Hehler durch unterirdische Tunnel, und ihre Angehörigen besetzen die anliegende Hauptverkehrsader Eje 1 Norte und legen damit stundenlang die halbe Hauptstadt lahm.

2019 war selbst für Tepito ein heißes Jahr. Im Mai gab es 14 Morde in zwei Wochen. Dann kam die Razzia im Herbst, bei der Spezialeinheiten der Marine nicht nur zwei Tonnen Marihuana, 20 Kilogramm Kokain und massenhaft Waffen konfiszierten, darunter eine Panzerfaust, sondern auch einen Tunnel aushoben, zwei Meth-Labors und einen Santería-Altar mit menschlichen Totenschädeln unbekannter Herkunft. Alles nur Kratzer für die „Unión de Tepito“, jene Bande, die das Viertel mit Härte regiert. Den Umstand, dass man zu den Ausgestoßenen gehört, trägt man in Tepito mit Stolz. Tepito ist ein Viertel wie ein Pitbull, geifernd, lauernd, brutal.

Ein lauer Apriltag, ein halbes Jahr vor dem Spiel. Die Gardenias haben zu einem Kennenlernen eingeladen. Vom

Zócalo, dem mächtigen Stadtplatz im Herzen von Mexiko-Stadt, sind es nur acht Straßenblocks nach Tepito, und wer sie zurücklegt, erlebt eine schrittweise Eskalation der Anarchie: die wuselige Avenida República de Argentina hoch Richtung Norden, vorbei an Druckereien, die täuschend echte Zeugnisse und Quittungen fabrizieren, bevor Buden und Stände die Straße erobern, der Menschenstrom anschwillt und ein fiebriges Labyrinth einen plötzlich fast unbemerkt verschluckt. Willkommen in Tepito.

Die Stimmung ist aufgekratzt. Nur noch Verkaufsstände und Menschen und gelbes Licht, das durch das Planendickicht sickert. Verhärmte Gestalten, die Haut gegerbt von Sonne, Suff und Drogenmissbrauch, Kinderspielzeug, Fake-Ray-Bans und T-Shirts aus feinstem Polyester, Pornos, Pornos und chinesische Levi's und Dockers aus Taiwan, Schlagringe, Gaspistolen und ganze Kühlschränke voller Steroide. Und über allem die „Barabara“-Rufe der Händler. „Barato“, billig – das ist der Imperativ, der über diesem Viertel hängt wie der Smog, der sich in jede Pore presst. Wo die endlose Litanei der Verkaufsstände für einen Moment den Blick freigibt, baumeln Stromkabel auf dem Boden, Putz bröckelt von Ruinen, und Straßenhunde zerren Essensreste aus aufgerissenen Tüten. Und dann schiebt sich wieder eine Limousine mit dunklen Scheiben durch die Masse, die Herren von der „Unión“, jemand verkauft Bier direkt aus dem Einkaufswagen, und der Rindfleisch-Taco, der sich dort auf dem Blechgrill krümmt, hat gestern noch gebellt.

Plötzlich Stopp vor einem weißen Metallor. Das Werben der Händler verstummt, ein Rasen liegt still in der Sonne, darüber die graubraune Himmelsbrühe von Mexiko-Stadt. Die Tribüne, das sind vier, fünf Stufen Zement, dahinter Wellblech, verwitterter Beton und ein Meer von Häuserdächern. Dass sich der Bolzplatz von Tepito allen Ernstes Maracanã-Stadion nennt, nach dem berühmten Oval in Rio de Janeiro, erscheint plötzlich konsequent in diesem Viertel, in dem überhaupt nichts echt ist.

Eine kleine, zerbrechliche Frau öffnet das Metallor. Sandy ist Gardenia der ersten Stunde, zwischen ihren künstlichen Fingernägeln klemmt eine Flasche Bier. Harte, fast reptilienhafte Züge erzählen von den Kämpfen, die sie ausgetragen haben muss, ihre rotgefärbten Locken hat sie straff zum Zopf fixiert. Alles an ihr wirkt streng.

Sandy führt in eine weiß getünchte Sporthalle, im Zentrum ein Boxing, von der Decke hängen zu Tode gedroschene Sandsäcke. In diesem abgenutzten Gym haben Boxweltmeister wie Raúl „Die Maus“ Macías und der legendäre „Kid Azteca“ das Prügeln gelernt. Vor einer Spiegelwand übt ein Junge Schattenboxen, daneben schminken sich vier breitschultrige Damen – die Gardenias.

Sandy nimmt auf einer Holzbank Platz und erzählt, wie es anfing, damals, als sich die Transmädchen des Viertels bei Doña Bárbara trafen. „Nur bei ihr konnten wir wirklich sein, wie wir sind“, sagt sie. Im Haus der alten



Perfide Patin: Gardenias-Chefin Manuela



In Rot die Spieler von Ebraye, in Schwarz die Spielerinnen von Gardenias de Tepito: „Wir üben nie“, gesteht Ileana (ganz rechts im Bild), die jüngste Spielerin. „Es ist reine Show.“ Und doch ist Ebraye chancenlos.

Dame, Händlerin wie die meisten hier im Viertel, fanden die Transfrauen von Tepito einen Zufluchtsort und bald auch so etwas wie eine Familie.

Eines Tages, irgendwann in den frühen Siebziger, gingen alle gemeinsam auf den Bolzplatz. Dort, wo heute das Maracanã-Stadion steht, lag damals nur ein karges Feld – trockene, festgestampfte Erde, auf der die Jungs von Tepito dem Ball hinterherjagten. „Du hättest mal sehen sollen, wie die Leute uns angeschaut haben“, sagt Sandy und dekliniert das mexikanische Beschimpfungsarsenal für Homosexuelle durch: „Puto, joto, puñal, maricón.“ Im nächsten Monat seien sie trotzdem wieder gekommen.

Irgendwann ergab sich die Rivalität mit Ebraye. Seitdem arbeitet sich die Männermannschaft von Tepito an den Gardenias ab. Denn es gehört nun mal zum Brauch, dass Ebraye die Gardenias jedes Mal gewinnen lässt.

Doña Bárbara ist lange tot, und die Gardenias de Tepito sind heute eine Attraktion, die über das Viertel hinaus bekannt ist. Die Transgender-Fußballmannschaft aus dem Drogenghetto. Endlich mal gute Nachrichten aus Tepito.

Tepito wäre aber nicht Tepito, wenn nicht längst jemand auf die Idee gekommen wäre, den bescheidenen Ruhm der Gardenias zu Geld zu machen. Diese Rolle kommt einer hünenhaften Transfrau namens Manuela zu. Sie führt die Mannschaft mit der eiteln Rohheit eines Zuhälters. Um Manuela zu beschreiben, genügt es, sich einen langhaarigen, etwas bedrohlich wirkenden Gérard Depardieu vorzustellen.

Journalisten behandelt Manuela, die heute ebenfalls gekommen ist, mit fürstlicher Herablassung. Ihr Job scheint vornehmlich darin zu bestehen, die mexikanische und internationale Presse abzuschöpfen. Manuela verwaltet den Kontakt zu allen Spielerinnen, von denen keine ohne ihre Zustimmung spricht, einige wirken sichtbar eingeschüchtert. Im Internet finden sich Berichte von Bloggern, die beschreiben, wie ihnen der Zugang zu Spielen der Gardenias verweigert wurde, weil sie keinen Obolus entrichten wollten. Bei Manuela hat schon die französische „Vanity Fair“ bluten müssen, und auch wir haben einen Betrag bezahlt, über den uns zu schweigen aufgetragen wurde – selbst als man uns mit einem miesen

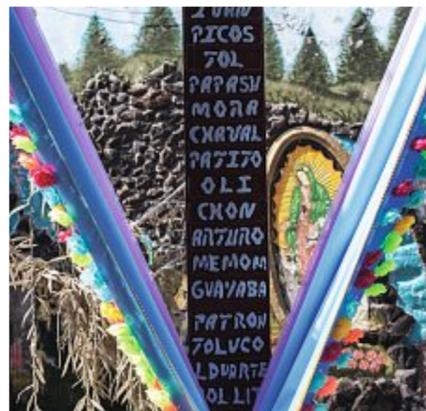
Taschenspielertrick dazu nötigte, ihn ein zweites Mal zu berappen. Aber das ist Tepito.

„Ein guter Artikel zeichnet ein gutes Bild von uns“, findet Manuela, Bierbauch, Raucherstimme, Bartschatten. Und da sei sie besorgt, denn die Medien schrieben nicht immer die Wahrheit. Letztens zum Beispiel habe Vicky ein Interview gegeben und die ganze Wahrheit umgedreht, mehr als die Hälfte sei gelogen gewesen, und zuletzt las es sich fast so, als sei Vicky die Chefin der Gardenias. Und die Chefin der Gardenias, daran gibt es wohl keinen Zweifel, ist immer noch Manuela.

Und – was habt ihr mit Vicky gemacht? „Der haben wir den Kopf abgeschnitten“, sagt Manuela und lacht. Nein, jetzt mal im Ernst: „Ich hab sie rausgeschmissen.“

Immerhin, jetzt, wo der Deal steht, sollen wir unbedingt am 4. Oktober ins Maracanã-Stadion kommen, das sei *una locura*, sagt Manuela, der reine Wahnsinn.

An diesem schwülen Oktoberabend, dem Tag des Heiligen Franz von Assisi, hat sich eine tausendköpfige Menschenmenge im Maracanã-Stadion von Tepito versammelt. Vor der Tribüne albern Kinder mit Fußballerfrisuren



Letzter Stand 95: Kreuz für minderjährige Mordopfer in Tepito

herum, auf den Rängen drängen sich Männer mit tätowierten, ans Zupacken gewöhnten Armen, fast alle tragen Baseballkappen. Neben dem Eingang verkauft eine Frau Fladen aus frittiertes Schweinehaut, so groß wie Radkappen. Es ist der Tag des Schutzheiligen von Tepito, und die Luft riecht nach heißem Fett und Bier und Schwarzpulver. Feuerwerksraketen explodieren in der warmen Nacht und rieseln als flirrende Punkte auf die Zuschauer hinab.

Das Box-Gym wurde als Backstage umfunktioniert, alle elf Gardenias sind gekommen, es gibt Tequila und Indio-Bier, Gelächter klirrt durch die Halle. Auch die Presse ist da, ein Kamerateam vom mexikanischen Canal 13 filmt Manuela, wie sie sich kämmt lässt und in einem Handspiegel das Rouge auf ihren Wangen überprüft.

Und dort hinten ist Ileana, die alle nur „La Chuchina“ nennen. Ileana, die jüngste im Team, sitzt mit einem Plastikbecher Tequila auf einer Turnbank, ihr hochgerutschter Minirock gibt den Blick auf ein Einhorn-Tattoo frei, Untertitel: „Born This Way“. Mit der Stupsnase und den Pausbacken wirkt sie wie eine noch zu erfindende Disney-Figur. Wie sie sich fühlt? „Ich bin glücklich“, haucht Ileana wenig überzeugend und sieht dabei ziemlich ernst aus. „Und aufgeregt“, gibt sie dann zu. Hat sie etwa nicht genug trainiert? „Wir üben nie“, gesteht Ileana. „Es ist reine Show.“ Noch einen Schluck, und es geht los.

Anpiff.

Anstoß Gardenias. Manuela legt den Ball zurecht, stemmt die Arme in die Hüfte, läuft an und feuert den Ball zu einer Silberperücke. Die klimpert mit den Zehnzentimeter-Wimpern, lupft weiter zu Sandy, Sandy fängt den Ball aus der Luft auf, klemmt ihn wie ein Rugby-Spieler unter die Achsel und stürmt auf das gegnerische Tor zu – Touchdown! Von den Rängen tosender Applaus. Als sich der Torhüter von Ebraye zum Anstoß bereit macht, prescht eine Gardenia – füllig, Glitter – heran und zieht ihm die Hose in die Kniekehlen. Kurz darauf Foulspiel, zu Gunsten der Gardenias. Sandy verschiebt mehrfach den Elfmetertpunkt, und – versenkt! Auf der Tribüne tobt die Masse.

Mit Antanzen, Po-Kneifen, Bespringen und Hosen-Runterziehen gelingt es den Gardenias schließlich nicht nur, das Spiel 8:0 für sich zu entscheiden, sondern oben-



„Wie die Leute uns angeschaut haben“: Sandy, die Veteranin, ist eine der dienstältesten Spielerinnen im Team.

drein auch noch das abgefeimteste Stereotyp der männerfressenden Trane zu zementieren. Das Publikum, keine Frage, ist glücklich. Sind es die Gardenias auch?

Ein paar Wochen später sind wir ein letztes Mal in Tepito. Wir wollen sehen, was sich hinter der Show verbirgt. An einer U-Bahnstation treffen wir Ileana, zu ihrem ärmellosen Gardenias-Shirt trägt sie Nylonstrapsen.

Ileanas Wohnung liegt an der Calle Tenochtitlán, einer Seitengasse, in der sich Stände mit Parfums und Sextoys abwechseln. Ein paar Tage zuvor war hier die Razzia, die den Narco-Tunnel zutage brachte. „Es gibt noch zwei weitere, von denen die Polizei nichts weiß“, sagt Ileana mit gesenkter Stimme. „Einen gleich am Eingang zur U-Bahnstation Lagunilla. Und einen an der Avenida Reforma, dort, wo der Chedraui-Supermarkt ist.“

Am Rand der grauen, vermüllten Gasse lungern Jungs mit Glatze. Den Vorbeigehenden rattern sie ihre Produktpalette herunter: „KokainCrackCrystalEcstasyGras.“ Auch hier alles „bara-bara“, auch hier stehen Polizisten und starren auf ihre Handys. Dass sie wegschauen, mag auch an Typen wie dem Alten mit den fettigen Haaren liegen, der



Das Publikum ist glücklich: Sind es die Gardenias auch?

vor dem Eingang zu Ileanas Wohnanlage lehnt. An seinem Hosensack knistert ein Walkie-Talkie, er ist ein Wachposten der „Unión“. „Verdammte Schwuchtel“, zischt er, bevor er Ileana den Weg freigibt. „Dreckiger Hurensohn“, giftet die zurück und schaut uns dann entschuldigend an. „So reden wir hier im Viertel nun mal.“

Hinter einem Innenhof, in dem sich der Sperrmüll stapelt, Schuppen wuchern und ein tobender Pitbull von innen gegen seinen Käfig springt, lebt in einer Erdgeschosswohnung Ileana mit ihrem Großvater. Die Stube ist eng wie eine Zelle und so niedrig, dass man kaum aufrecht darin stehen kann. In einem Aquarium in der Ecke zucken Fische erregt hin und her, über den abgewetzten Fliesenboden tapst ein schwarzes Huhn. Ileana lässt sich auf ein Sofa fallen und wippt nervös mit den Füßen. Als sie noch Jesús hieß, saß sie oft hier und kämmte Puppen. Mit 15 beschloss sie, als Frau zu leben. Ihre Mutter wollte das lange nicht akzeptieren. Und was meint der Opa? „Was soll ich sagen?“ Der Mann zuckt mit den Schultern. „Gott hat ihn uns so geschickt. Wir lieben ihn, wie er ist.“

Don Agustín, ein kleiner, schusseliger Mann, der sich bis heute als Elektriker verdingt, zeigt auf ein altes Porträtfoto an der löchrigen Wand. „Die Oma von Jesús. Sie hat ihn vor allen Anfeindungen beschützt.“ Daneben ein Foto von zwei Männern in Winterjacken, im Hintergrund ein Kirchenaltar. „Meine Söhne“, sagt Don Agustín. „Beide tot. Den einen hat das Verbrechen umgebracht. Den anderen der Alkohol.“ Dann schlurft er in die Küche und kommt mit einer Flasche Aprikosenschnaps zurück.

Nach ein paar Gläsern erzählt Ileana, dass sie manchmal davon träume, einen festen Freund zu haben und ein Kind. Es wirkt alles ziemlich weit weg, hier, in dem fensterlosen Kabuff an der Junkie-Meile. Trotzdem: Wegziehen komme für sie nicht in Frage. „Ich bin hier zu Hause“, sagt Ileana. „Woanders könnte ich nicht leben.“ Und da seien die Gardenias. „Das Team braucht mich.“

Als es draußen dunkel wird, begleitet sie uns zur U-Bahn. Allein, sagt sie, wäre es für uns zu gefährlich. Und so gehen wir durch die vermüllte Gasse, eskortiert von einer fragilen Transfrau in Nylonstrapsen. Und fühlen uns tatsächlich ganz beschützt. Das ist Tepito. ◀



NIESSING



NIESSING SPANNRING® COLOR LIMITED EDITION 2020
In Platin und exklusiv in Purple Gray- und Peach Pink Gold.
Sind Sie bereit für das Original?



Bei diesem Shooting arbeitete Keimeyer mit einem Profi: Die Katze ist ein Double von Karl Lagerfelds Choupette. Das Foto, sagt Keimeyer, sei das populärste ihrer Serie „Iconic Portraits“.

FACELOOK

Die Berliner Künstlerin Johanna Keimeyer lässt drei große Charaktere Gestalt annehmen: ein persönlicher Blick auf Karl Lagerfeld, Andy Warhol und David Bowie.

Fotos Johanna Keimeyer



Am Anfang war Warhol: Für das erste Foto ihrer Serie, das Porträt der Pop-Art-Ikone, ließ sich Keimeyer fast ein Jahr lang die Haare wachsen. Für das Styling brauchte sie nur fünf Minuten.

Menschen wie Andy Warhol, Karl Lagerfeld oder David Bowie faszinieren mit ihrer Kreativität, damals wie heute. Die Berliner Künstlerin Johanna Keimeyer war von diesen großen Namen allerdings nicht nur überwältigt. Sie wollte auch wissen, wie diese Menschen sich fühlten, ob sie glücklich waren. Auf der Suche nach dem Schlüssel ihres Erfolgs, dem „It-Faktor“, schlüpfte Keimeyer in die Rollen der drei Männer – und schuf so ihre „Iconic Portraits“.

Ganz in Schwarz gekleidet, posiert die Künstlerin vor dunkelgrünem Hintergrund und blickt ausdrucksstark in die Kamera. „Ich bin gerne mein eigenes Werkzeug, um meine Fragestellungen zu erforschen“, sagt Keimeyer. Es scheint, als

wäre die Künstlerin eins geworden mit den Charakteren, die sie verkörpert: Bowie mit feuerrotem Vokuhila und exzentrischem Make-up, Lagerfeld mit Katze Choupette auf dem Arm, Warhol mit der markanten Frisur in Platinblond. „Ich möchte zeigen, wie einfach es ist, eine Maske aufzuziehen und ein Image anzunehmen“, sagt die Künstlerin.

Johanna Keimeyer fragt in ihren Arbeiten allerdings nicht nur nach der Essenz des Erfolgs, sondern auch: Ist dieser Erfolg wirklich erstrebenswert? Oder stößt sich der Mensch in eine Maschinerie, die ihn wegen des Drucks und der Verantwortung nachts nicht mehr schlafen lässt? „Das, was einen Menschen wirklich schön macht, ist nicht das, was man sieht, sein Erfolg oder seine Rolle“, sagt Keimeyer. „Es ist die Schönheit in seinem Inneren.“

Die „Erfahrungskünstlerin“, wie sie sich selbst nennt, studierte Design und digitale Medien an der Universität der



FACELOOK

Künste in Berlin sowie in Tokio, Rhode Island und Cambridge. Wenn sie nicht gerade in die Rollen übergroßer Kunstfiguren schlüpft, arbeitet sie an großformatigen Installationen, die Architektur mit Video, Licht und Ton verbinden.

Während sie mit den „Iconic Portraits“ den Geheimnissen des Erfolgs auf den Grund geht, ist sie selbst schon auf dem besten Weg dorthin: Ihre Werke sind in Kunstsammlungen von Frankreich bis Thailand vertreten, zudem wurde sie schon mit dem Faces of Design Award, dem International Design Award Lightning und zuletzt im Jahr 2018 mit dem International Design Award Architecture ausgezeichnet.

Es sind allerdings nicht die Preise, die sie antreiben. Vielmehr möchte die interdisziplinär arbeitende Künstlerin mit ihren Werken emotional berühren und Betrachtern ihrer Kunst die Möglichkeit bieten, sich selbst Fragen nach Identität und grundlegenden Werten zu stellen. Denn oft schaffe es Kunst nicht, diesem Anspruch gerecht zu werden. „Ich gehe manchmal in Ausstellungen und frage mich: Hat das die Welt wirklich besser gemacht?“ Johanna Keimyer verfolgt da einen anderen Ansatz: „Mir geht es um Gefühle und Gedanken und das, was hinter dem Materiellen ist. Ich will das Unsichtbare sichtbar machen.“ *Johanna Christner*

Ein Meister der Inszenierung, der für Freiheit auf allen Ebenen steht: David Bowie ist für Keimyer ein Idol. Der aufgeschminkte Kreis auf der Stirn steht für ein spirituelles drittes Auge.



MR MARVIS
AMSTERDAM



PLAY EVERY DAY

BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS SHORTS BEI MRMARVIS.DE

HANDGEFERTIGT
IN PORTUGAL

VERFÜGBAR IN
40 FARBEN

ELASTISCHER HOSENBUND
PASST SICH DIR AN

VERSTECKTE
REISSVERSCHLUSSTASCHE

KOSTENLOSER
VERSAND & RETOUR



Veysel Gelin kam 1984 in Essen zur Welt. 2010 wurde er wegen Körperverletzung mit Todesfolge zu drei Jahren und drei Monaten Gefängnis verurteilt. 2014 veröffentlichte er sein erstes Rap-Album. Als Schauspieler wurde Gelin 2017 mit der Rolle des Abbas Hamady in der Gangsterserie „4 Blocks“ bekannt. Nach dem Ende der Serie ist er gerade in ein Haus in der Nähe von Essen gezogen, konzentriert sich wieder aufs Rappen – und freut sich auf neue Rollen als Schauspieler.

Veysel Gelin, wir wollen über Vorurteile sprechen. Welches Vorurteil nervt Sie am meisten?

Jedes Vorurteil nervt. Aber klar, mich betrifft am ehesten eines: dass jeder, der einen Migrationshintergrund hat, ein Verbrecher ist. Für Außenstehende sehen wir alle gleich aus. Deswegen leiden wir unter diesen Pauschalurteilen. Wenn ich mit einem teuren Auto oder einer teuren Uhr unterwegs bin, schauen mich viele an, und ich merke, sie denken: Wo hat der Typ so viel Geld her? Die denken nicht, dass ich Schauspieler bin, auf der Bühne mit Liam Neeson stand, die Goldene Kamera entgegengenommen habe. Ich merke das auch bei Rollen, die mir als Schauspieler angeboten werden. Oft soll ich irgendwelchen Klischees ein Gesicht geben. Darauf habe ich keine Lust.

In der Gangsterserie „4 Blocks“ haben Sie Abbas Hamady gespielt, den Bruder eines kriminellen Clan-Chefs. Hat diese erfolgreiche Serie die Vorurteile gegenüber Migranten in Deutschland verstärkt?

Nein, das glaube ich nicht. Die meisten Menschen können unterscheiden, was Realität ist und was Fiktion. „4 Blocks“ ist eine Serie, das ist wie „Rambo“ – wenn jemand Sylvester Stallone auf der Straße sieht, denkt er auch nicht, dass der gleich um sich schießt. Und „Berlin – Tag und Nacht“ auf RTL II zeigt auch nicht, wie die Berliner leben. An den Vorurteilen sind eher die Medien schuld. Ich bin im Essener Viertel Altendorf groß geworden, das sieht man heute in Stern TV, in Spiegel TV, es wird als No-go-Area betitelt. Die Polizei darf jeden anlasslos durchsuchen. Das habe ich gerade wieder am eigenen Leib erlebt: Ich wurde durchsucht, von oben bis unten, obwohl ich nur kurz im Wettbüro war und einen Schein abgeben wollte.

Haben die Polizisten Sie nicht erkannt?

Doch, haben sie. Aber da gibt es kein Wenn und Aber, keinen Promibonus.

Sie sagen, die Medien sind schuld. Aber die Probleme, über die berichtet wird, sind doch real.

Ja, die Probleme sind größer geworden. Aber Altendorf ist keine No-go-Area, das ist maßlos übertrieben. Sie können da rein, Sie können da essen gehen, und Sie können auch wieder raus. Kein Problem. Wenn naive Leute diese ganzen Clan-Berichte im Fernsehen sehen, bekommen sie Vorurteile. Manche Medien schütten gerne Öl ins Feuer. Es wird immer weiter gestichelt, es werden Kleinigkeiten immer größer aufgeblasen, ob es jetzt um Flüchtlinge oder Clans geht. Und das führt am Ende dazu, dass irgendwelche dummen und naiven Menschen Waffen nehmen und Unschuldige erschießen. So wie zuletzt in Hanau.

Ihre Eltern sind vor Ihrer Geburt aus der Türkei nach Deutschland eingewandert. Hatten die mit mehr Vorurteilen zu kämpfen als Sie heute?

Meine Mutter sagt, es sei schlechter geworden. Früher gab es keine Probleme, es gab Arbeit, sie wurden willkommen geheißen. Heute herrscht Trostlosigkeit. Meine Mutter hört schon mal: „Scheiß Ausländer!“ Sie ist eine alte Frau, sie versteht gar nicht, warum das jemand zu ihr sagt.

Mit welchen Vorurteilen hatten Sie in Ihrer Kindheit zu kämpfen?

Ich war in der Grundschule mit vielen Deutschen, das war sehr gut für mich. Die Lehrer haben sich toll gekümmert. Auf der Hauptschule wurde es dann schwieriger, da waren fast nur noch Sozialpädagogen für uns zuständig. Und da gab es Vorurteile: Aus denen wird doch eh nichts, war die Grundhaltung.

Was hilft Kindern in Problemvierteln?

Wir brauchen Orte, an denen Jugendliche, die sich verlassen fühlen, eine Zuflucht finden. An denen sie ihren Talenten nachgehen können. Der Staat gibt so viel Steuergeld für unnötige Sachen aus, da muss doch ein bisschen Geld übrig sein, um in unsere Kinder zu investieren. Wenn es Jugendhäuser mit Tischtennisplatten gibt oder mit Möglichkeiten, Musik oder Kunst zu machen, dann machen die Kids das. So finden sie ihre Talente. Das ist doch die einzige Chance.

Was haben die Jugendlichen in Altendorf für Ziele, was treibt sie an?

Ganz ehrlich: Ich komme von einem Ort, wo die Träume tot sind. Es ist sehr perspektivlos. Ich bin der Ausnahme-

„Ich komme von einem Ort, wo die Träume tot sind“

Rapper und Schauspieler Veysel über Vorurteile, das Leben im Problemviertel und die Frage, ob die Verherrlichung von Gewalt und Kriminalität im Gangstarap nur Show ist

Interview Sebastian Eder

Foto Stefan Finger

fall, ich habe bis zum Schluss daran geglaubt, dass ich es schaffe, und immer weiter gemacht, seit der Schule. Wäre ich stark genug, würde ich versuchen, mehr für das Viertel zu tun. Aber ich muss erst mal nach dem engeren Kreis schauen. Um das Viertel sollte sich der Staat kümmern.

Sie sind auch Rapper, und im Deutschrapp geht es viel um Rauschgifte und Kriminalität. Sind Sie damit nicht ein schlechtes Vorbild?

Ich? Nein. Wegen meiner Lieder wird bestimmt niemand kriminell, die machen eher gute Laune, da gehen die Leute feiern. Und was den Straßenrap angeht, mit dem ich auch mal angefangen habe – da kann ich den Kids wirklich nur sagen: Nehmt das nicht ernst und macht nicht nach, was euch da erzählt wird. Ihr schaut euch ja auch nicht irgendeinen Film an und macht das nach. Superman fliegt, aber wir können nicht fliegen. Ich hoffe für die Kinder immer, dass sie gute Eltern haben, und dann sollen sie die zum Vorbild nehmen. Ich verstehe die Vorwürfe gegen Rapper nicht. Wir haben hier doch Kunstfreiheit, oder? Worüber reden wir dann? Kurt Cobain hat sich die Birne weggeschossen, ist das jetzt ein besseres Vorbild als ich? Den lieben heutzutage alle.

Aber es geht ja um die Texte. Sehr junge Hörer verstehen wahrscheinlich oft nicht, dass vieles im Gangstarap Show ist. Dann soll der liebe Papa oder die liebe Mama dem Kind das mal erklären. Das ist doch nicht meine Aufgabe. Aber ist das überhaupt ein echtes Problem? In Deutschland und auf der ganzen Welt hören Millionen Menschen seit Jahrzehnten Rap. Sind das alles Kriminelle geworden?

Der Hip-Hop-Journalist Rooz, der auch aus Essen kommt, hat kürzlich gesagt: Früher wollten die harten Jungs von der Strafe Rocker werden, dann wollten sie zum IS, jetzt wollen

sie Manager von Rappern werden – oder „Rücken“, so werden die Beschützer von Rappern genannt.

Das mag in einem von 100 Fällen stimmen. Aber siehst Du hier zehn Leute hinter mir, die Dich anstarren? Dann würdest Du dich ja nicht mehr trauen, eine Frage zu stellen. Hier ist nur meine Managerin. Weißt Du, was viel trauriger ist? Die meisten Jugendlichen in diesen Vierteln wollen gar nichts mehr werden. Nichts. Die haben keine Ziele, keine Träume, manchmal nur die Spielothek.

Aber dass manche Rapper kriminelle „Rücken“ haben, ist doch kein Vorurteil, das erwähnen sie doch sogar in ihren Liedern. Und es gibt entsprechende Ermittlungsverfahren. Außer dem lieben Gott beschützt uns keiner auf dieser Welt. Keiner. Aber es stimmt, man hört diese Geschichten mit den Beschützern, Erpressung und was da alles durch die Medien geht. Aber das ist nicht die Regel. Wenn du Musik machen willst, mach Musik! Keiner kommt zu dir und will etwas von dir. Und wenn du meinst, du brauchst jemanden, der dich beschützt, dann beschwer dich am Ende nicht. Mach am Anfang klar, was du dafür bezahlst, halte dich an den Vertrag, und es gibt keine Probleme. Es stimmt: Gewisse Leute versuchen, in dieser Szene mitzumischen. Bitteschön, versucht euer Glück. Aber es ist hier nicht wie in Amerika, es gibt keinen Westcoast-Eastcoast-Krieg zwischen Rappern. Auch wenn das manche Medien gerne hätten.

Dafür sind viele Raptexpte auch hier homophob und sexistisch. Ja, das gibt es leider, wie überall anders in der Gesellschaft auch. Mir ist egal, ob jemand schwul oder lesbisch ist. Leben und leben lassen. Ich beleidige lieber die, die versuchen, Schwächere zu beleidigen.

Was bedeutet Rap für die Kids im Viertel?

Es ist ein Ventil. Man kann das rauslassen, was sich aufgestaut hat. Vielleicht sollte man sich nicht über diese Kunstform aufregen, sondern sich eher die Probleme anschauen, aus denen diese Frustration entsteht. Perspektivlosigkeit führt zu Frust, und dann darf man den nicht mal musikalisch rauslassen? Ich bitte Sie.

Sie hatten bis zum 18. Lebensjahr kein eigenes Zimmer, jetzt sind Sie in ein Haus in einem bürgerlichen Viertel gezogen. Wie fühlt es sich an, es aus dem Viertel geschafft zu haben?

Ich habe es nirgendwo rausgeschafft, das will ich gar nicht. Ich bin immer noch ständig im Viertel unterwegs, gehe da zum Friseur, ins Café, treffe meine Leute. Und ich habe keine Villa mit 30 Räumen, ich wohne in einem kleinen Haus mit ein paar Zimmern, das war's. Man muss ein guter Mensch sein, dann kommt alles zurück. Wie schön ist es, wenn man von dieser Welt geht, und alle sagen: Das war echt ein guter Kerl. Das ist mein Ziel.

Kann man immer ein guter Kerl sein, wenn man in schwierigen Umständen aufwächst und in kriminelle Kreise gerät?

Ja, du kannst die Kreise wechseln. Wir sind nicht festgekettet, wir sind nicht in Rio de Janeiro, wo du erschossen wirst, wenn du deine Bande verlässt. Nein, Brudi, du bist in Deutschland, du kannst machen, was du möchtest. Wenn du Balletttänzer werden willst, kannst du Balletttänzer werden. Geh in die Ballettschule, lern! Willst du Pingpong-Meister werden? Geh ins Tischtennisstraining! Alle Wege stehen dir hier offen.

Gibt es Vorurteile, die in einem Problemviertel wie Altendorf über den Rest der Gesellschaft herrschen?

„Die Deutschen hassen uns“ – dieses Vorurteil gibt es. Ich sage da immer: Ihr dürft das denen gar nicht so übel nehmen. Irgendein Typ aus Leipzig – der hat doch noch nie einen Typen wie mich kennengelernt. Woher soll der wissen, wie wir sind? Der bekommt irgendwas in seinen Fernseher geschmissen und denkt sich: Boah, was für ein Asozialer. Aber wenn er mich kennenlernen würde – ich würde ihn mit einem Lächeln zurück nach Hause schicken. Ich habe also nicht mal Vorurteile über Leute, die Vorurteile über mich haben. Der Arme weiß doch gar nicht, was los ist. Der sitzt da irgendwo im Osten, dem haben sie irgendwas eingetrichtert, und jetzt glaubt er, dass wir Deutschland kaputt machen. Schau doch, wie naiv der ist. Er tut mir leid, ich kann ihm gar nicht böse sein.

Welches Vorurteil über die Deutschen trifft zu?

Die alte Oma, die am Fenster steht und schreit: „Runter von meinem Rasen!“ Die gibt es wirklich.



Mantel, Hemd, Hose
und Schuhe von
Dolce & Gabbana

ADULTS ONLY

Lange dominierte die Streetwear in der Männermode. Jetzt ist der Anzug wieder da. Zwei Klassiker probieren für uns neue Modelle aus.

*Fotos Arnaud Pyvka
Styling und Text Markus Ebner*

Die Streetwear bestimmte in den zehner Jahren die Männermode. Die neue Dekade will nun erwachsener aussehen. Es geht also weg von den Bomberjacken und Sweatshirts mit Logo, zurück zur klassischen Schneiderei: Der Anzug kommt zurück! Man sieht es in unserer Modestrecke. Wir haben den Münchner Barman Charles Schumann getroffen und den besten Metzger von Paris, Hugo Desnoyer. Der eine ist 78, der andere 48 Jahre alt, beide sind weltbekannt für ihr Handwerk. Es ist gut, wenn man was kann – so wie auch die besten Männermodedesigner, die auf dem Pitti Uomo in Florenz und auf den Schauen in Mailand und Paris im Januar Akzente für Herbst und Winter 2020 gesetzt haben.

Der vielleicht talentierteste Männermodedesigner seiner Generation, Stefano Pilati, kehrte mit seinem neuen Label Random Identities auf den Laufsteg beim Pitti zurück. Seine letzte Show als Designer für Ermenegildo Zegna Couture fand vor vier Jahren statt und war eine unvergessliche Haute-Couture-Show mit Dandy-Verzierungen, edlen Stoffen, tollen Schnitten. Letztlich hat das Zegna-Abenteuer aber nicht geklappt, wie schon das davor bei Yves Saint Laurent. Aber Pilati, der seit einem halben Jahrzehnt in Berlin lebt, hat seinen Groove wiedergefunden. Jetzt bringt er seine herausragenden Schneiderkünste und Stoffkenntnisse mit dem Zeitgeist Berlins zusammen. In der Welt der zufälligen Identitäten tragen sogar kleine Kinder Stiefel mit Absätzen. Den letzten Look trug Pilati selbst, einen zweireihigen Kamelhaarmantel mit Knobelbechern. Er ist wieder da. Und diese Kollektion wird tatsächlich verkauft, nicht nur geliebt. Am Ende rief er: „Dies ist der Beginn eines neuen Jahrzehnts für mich!“

Alessandro Sartori, der nach Pilati kam, hat nun als Designer Ermenegildo Zegna im Griff. Und er meint es ernst mit der Nachhaltigkeit. Fast 50 Prozent der Kollektion wurden aus Stoffen hergestellt, die von Zegna aus dem eigenen Lagerbestand recycelt wurden. Dafür musste auch viel in neue Maschinen investiert werden. Alessandro Sar-



Parka von
Salvatore Ferragamo,
Hemd von Boss



Charles: Mantel von
Homme Plissé Issey
Miyake, Hemd und Hose
von Yohji Yamamoto.
Hugo: Mantel von Hermès,
Poloshirt von Olymp



Jacke von Fendi,
Poloshirt von Olymp,
Hose von Salvatore
Ferragamo, Kappe von
Ermenegildo Zegna XXX



Hemd von
Dolce & Gabbana



Mantel, Hemd und Hose
von Boss



Mantel von Yohji
Yamamoto, T-Shirt und
Schuhe von Homme
Plissé Issey Miyake

Mantel von Issey
Miyake, Hemd von
Seidensticker, Hose
von Boss, Stiefel von
Ermengildo Zegna XXX

ADULTS ONLY

tori und sein Chef Ermengildo Zegna haben das Angebot verkleinert, Werbekampagnen spiegeln eine neue Männlichkeit wider, Couture wird in den Läden mit Z-Zegna-Teilen gemischt. Und vor allem bringt Sartori Fähigkeiten als Schuhdesigner von seiner vorherigen Arbeit bei Berluti mit. Sein Tiziano-Sneaker ist der meistverkaufte Herren-Luxus-Sneaker der Welt. Die Innovationen Sartoris: eine zweireihige Jacke, seitlich mit einem Gürtel versehen, und ein neuer Einreihler, bei dem die drei Knöpfe leicht nach rechts verschoben sind, um eine straffe Silhouette zu erzielen. Sartori bringt die Weste als Einzelstück über Hemden und Strickwaren zurück, und er lässt einige Modelle Leica-Kameras tragen – eine neue Kooperation für den Mailänder Schneider mit dem deutschen Kamerahersteller.

Bei Tod's will Diego Della Valle modischen Anspruch ins Haus holen. Mit Carlo Beretta als Manager und Walter Chiapponi als Designer (beide davor bei Bottega Veneta) hat er das getan. Chiapponi, der nur wenig Zeit für diese Kollektion hatte, hielt an dem fest, was er am besten kann: raffiniertem Gentlemen-Stil mit Siebziger-Jahre-Touch. Die Abendgarderobe mit schwarz-weißem Smoking mit übertriebenem Revers war großartig. Die Passform seiner Jeans passt zu einer langen und schlanken Silhouette. Alles brachte einen ungezwungenen italienischen Stil hervor, der Jahre jünger ist, als es Tod's zuvor war.

Paul Andrew hat das Image von Ferragamo erneuert, mit farbstarken Werbekampagnen, mit optimistischen Shows, die geschickt die Farben der toskanischen Landschaft widerspiegeln. Immer wieder steigt er ins Ferragamo-Schuharchiv hinab, um seine Runway-Angebote zu aktualisieren: Der Schnürstiefel dieser Show basiert auf einem Modell aus den fünfziger Jahren. Außerdem verstärkt er die Schneiderei. Er hat einen Klettverschluss an der Taille der plissierten Hosen sowie im Brustbereich der Jacken angebracht, so kann man die Silhouette straffen oder lockern. Kean Etro glaubt an den Herrrentrend Cord. Er hielt seine Show in einer Garage ab, die mit Ölgemälden von Adligen behängt war, und die Kollektion orientierte sich an deren Haltung und Kleidung. Mohair-Ponchos mit aufwendigen Jacquards und das Paisley des Hauses gehörten ebenfalls zum Programm.

In der Verdi-Suite des Grand-Hotels zeigten Maurizio und Alessandro Marinella – Vater und Sohn in dritter und vierter Generation des Unternehmens – ihre neuen Designs aus Seide und Strick. Marinella macht herrliche Krawatten,





Charles: Hemd von Yohji Yamamoto, Uhr von Cartier. Hugo: Hose und Jacke von Salvatore Ferragamo, Poloshirt von Olymp, Uhr von Cartier, Socken von Falke, Schuhe von Dolce & Gabbana

ADULTS ONLY

deren reichhaltige Muster durch ein Hand-Siebdruckverfahren örtlicher Handwerker erzielt werden. Auch das ein Zeichen dafür, dass Anzug und Krawatte wieder die Hauptrolle bei den Modewochen spielen.

Emporio Armani hat ein großes Jahr vor sich. Giorgio Armani entwirft die Uniformen für die italienische Fußballnationalmannschaft bei der Europameisterschaft 2020 und für die Olympia-Athleten Italiens bei den Sommerspielen in Tokio. Ein Coup für ein Modeunternehmen. Tatsächlich hat sich Emporio Armani zu einem großen Player in der Sportswear entwickelt, wie Skibekleidung und dicke Parkas sowie das Finale mit Jacken aus recycelten Materialien bewiesen.

Dolce & Gabbana verstehen sich als italienisches Chanel und präsentierten ihre Schneiderinnen im Eingangsbereich ihres Teatros am Viale Pave in Mailand, wo Damen strickten und Uhrmacher schraubten. Die klobigen Pullover und Mützen in der Show sahen aus, als wären sie frisch in der Lobby genäht worden.

Alessandro Michele spielte für Gucci mit Stereotypen der Männlichkeit. Wann, so fragte er sich, beginnt eigentlich das Machoverhalten? „Ich bin zurück in meine Kindheit für diese Kollektion, um Infantilität wiederzufinden“, sagte der Designer hinter den Kulissen. Die Erfolgsgeschichte der Marke wird durch diese Kollektion befeuert, die übliche Mischung aus zerrissenem Denim, übertriebener Schneiderei, langen Mänteln, vielen Shorts und sogar Kleidern für kleine Mädchen.

Nach Mailand war Paris an der Reihe: die Valentino-Show im Grand Palais und eine Live-Performance von FKA Twigs. Die Schau festigte Pierpaolo Picciolis Status als richtungweisender Designer, der unter anderem den allgegenwärtigen Trend zur Logo-Schultertasche angeschoben hat. Piccioli beherrscht das heute so wichtige Erzählen und verbindet die Mode mit dem Zeitgeist: wunderschöne Schneiderei, handbemalte Jacken und Taschen, charakteristisches Tarnmuster in Mänteln und beschichtete Lammfelle. Hauptsächlich verwendete der italienische Modemacher schwarze Wolle, eine Farbe, die er auch für sich selbst bevorzugt.

Clare Waight Keller ist bei Givenchy nun auch Männermode-Designerin. Aber wohin führt sie das? Sie pendelt zwischen Haute-Couture-Schneiderei und Streetwear.



Hemd von Olymp, Hose von Boss, Uhr von Cartier, Stiefel von Ermenegildo Zegna XXX



Mantel von Berluti, Hemd und Hose von Yohji Yamamoto, T-Shirt von Homme Plissé Issey Miyake



Jacke von Brunello Cucinelli, Hemd von van Laack, Hose von Salvatore Ferragamo, Uhr von Cartier



Ein Cocktail und sein Kalbstarter



Jacke und T-Shirt von Homme Plissé Issey Miyake

ADULTS ONLY

Das Givenchy-Finale aus reich bestickten Mänteln oder weißen Smokingwesten an hoch taillierten Hosen macht ihre Stärken exquisit und gestochen scharf deutlich.

Bei Louis Vuitton hatte Designer Virgil Abloh – Überraschung! – erklärt, dass er das Ende der Streetwear nahen sieht. Und wirklich: Seine scharf geschnittenen Anzüge paarte er mit einem Colt-Holster, den er in seiner ersten Show eingeführt hatte und der zum liebsten Street-Style-Foto-Futter wurde. Abloh zerlegte einen Anzug in mehrere Dutzend separate Teile, die dann wieder zusammengenäht wurden. Zu den Highlights gehörte ein Hemd mit Ausschnitten in Form des Vuitton-Monogramms.

Rick Owens schwebt in seiner eigenen Welt – mit aufgeblasenem Volumen, Pagodenschultern, Fünf-Zentimeter-Plexiglas-Absätzen. Dries Van Noten schaute auf Karlheinz Weinberger als Inspiration. Der Schweizer Künstler fing mit seinen Fotos die Jugendkultur der sechziger Jahre ein, als Biker und Rock'n'Roller noch viel Leder und Jeans trugen. Comme des Garçons ist am besten, wenn der hohe Anspruch auf Tragbarkeit trifft; und dieses Mal hat Rei Kawakubo mit mehrschichtigen Mänteln und Jacken ein

neues Universum für Männer geschaffen, das auch in dieser Welt funktioniert. Bei Hermès verlieh Véronique Nichanian ihren Anzügen eine doppelt kontrastierte Vorderseite, die oft mit Leder beschichtet wurde, mal wieder eine subtile Weiterentwicklung ihrer leisen Schneiderei.

Kim Jones erweckt bei Dior mit leichter Hand das Archiv zum Leben. Vermutlich hat ihn Dior-CEO Pietro Beccari deshalb sofort eingestellt, als er sein Turbo-Wachstumsprogramm begann. Jones ist loyal zu Menschen, die ihm geholfen haben. Seine Show für Dior Men ist Judy Blame gewidmet, dem verstorbenen Genie der Londoner Modeszene – vorher hatte er schon Shawn Stussy und Raymond Pettibon gehuldigt. Diese unterschiedlichen Charaktere integriert er in seinen Dior-Design-Kanon. Er ging bis tief ins Archiv: Einen grauen Taftmantel mit Rose am Kragen kombinierte er mit schmaler Nadelstreifenhose.

Craig Green aus London lässt sich in Bezug auf Kreativität und Kühnheit mit Rick Owens vergleichen. Seine Kleidung vermittelt ein faszinierendes Outdoor-Feeling. Eine Dekonstruktion der farbenfrohen Pufferjacke! Wenn das kein Modemoment ist.

IHR GESCHMACK

Metzger Hugo Desnoyer beliefert in Paris unter anderen Drei-Sterne-Restaurants, den Elysée-Palast und Präsident Emmanuel Macron persönlich. Als er Charles Schumann seinen Kalbstarter servierte, mixte die Barlegende aus München spontan einen Drink. Auch darin geht es um Qualität und Geschmack. Daher hier die Rezepte:

Kalbstarter von Hugo Desnoyer

Schalotte
Frühlingszwiebel
Salz
Pfeffer
Olivenöl
Limonen
Kalbfleisch fein mit dem
Messer schneiden und würzen

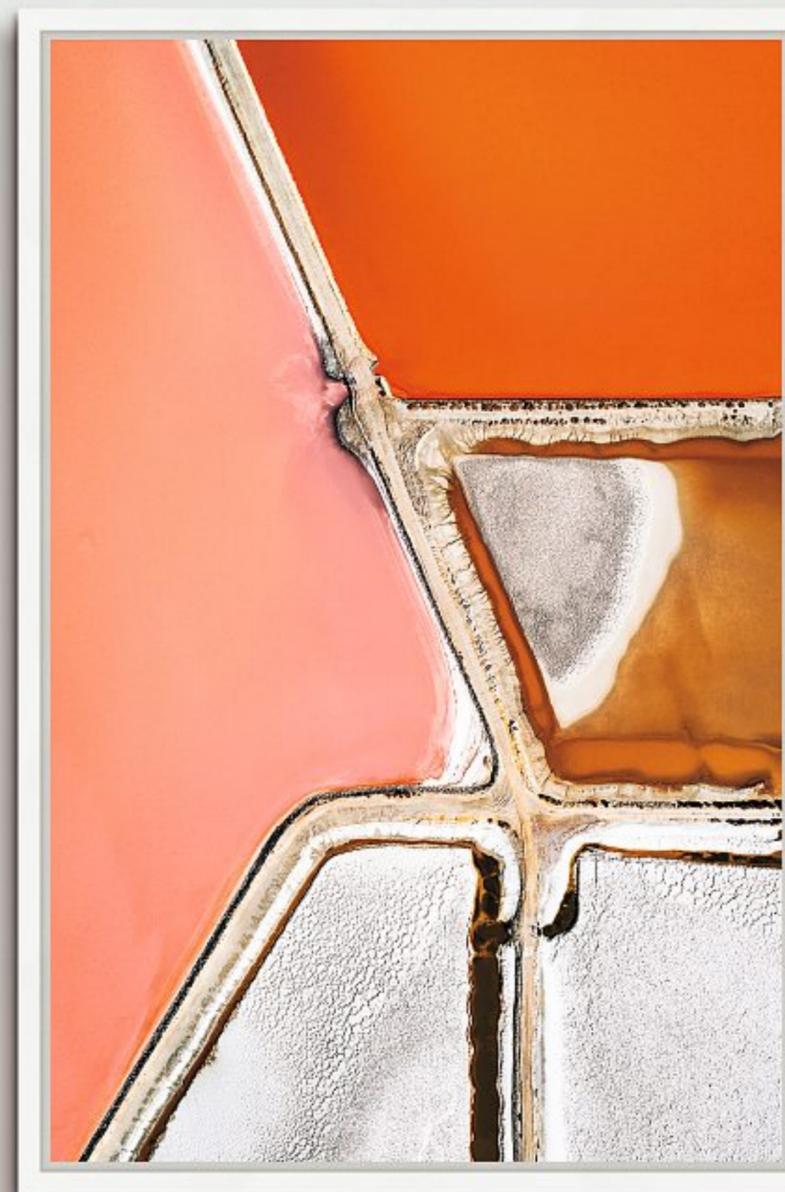
La Joie simple von Charles Schumann, Cocktail zum Kalbstarter

2 cl Verjus
4 cl Riesling
2 cl Wermut blanc (trocken)
3 cl Dubonnet Rouge (Spritzer)
Im Tumbler
auf Eiswürfel gerührt

Fotografie: Arnaud Pwyka
Styling: Markus Ebner
Talents: Charles Schumann und Hugo Desnoyer
Styling-Assistenz: Evelyn Tye, Sophia Schünemann, Amelie Apel, Pierrick Antoine
Foto-Assistenz: Arturo Astorino
Dank an Hugo Desnoyer und Franck Audoux (Cravan)
Fotografiert am 1. Dezember 2019 bei Hugo Desnoyer

NUR AN GUTE WÄNDE ABZUGEBEN

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 26 GALERIEN WELTWEIT.



Tom Hegen
Salt Works II
Aufl. 150, handsigniert
74,4x109,4 cm
899 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2
10587 Berlin, Änderungen und Irrtümer vorbehalten.
Interior: RUBY design_living, Berlin

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

THE LIBERATION OF ART

LUMAS



STICHPROBE

Tätowierungen sind persönlicher Schmuck und besondere Erinnerung.

Aber nicht nur das. Tatsächlich eignet man sich damit oft andere Kulturen an. Ich auch.

Von Artur Weigandt
Fotos François Klein



Links ein georgischer Ausruf, oben ein ukrainisches Stickmuster: Darf sich unser Autor so einfach mit Symbolen fremder Kulturen schmücken?

Eines Abends zeigte mir ein Bekannter ein hinduistisches Tattoo auf seinem Oberarm. Eine religiöse geometrische Figur, ein Yantra-Tattoo, die je nach Symbol eine andere Bedeutung hat. Er erzählte von den Reisen und Erfahrungen, die er in Asien gemacht hatte. Das Tattoo habe er sich stechen lassen, um sich an die Spiritualität zu erinnern, die er dort erfahren hatte. Während er diese Verbindung erklärte, kamen in mir erste Zweifel an Symbolen aus fremden Kulturen hoch – auch an meinen eigenen Tattoos.

Es ist so einfach, so verführerisch: ein Brummen, etwas Tinte, ein Symbol auf der Haut. Was wir uns tätowieren lassen, betrachten wir oft als unser Eigentum. Dass Tätowierungen auch Diebstahl sein können, macht man sich nicht bewusst. Auch ich habe das lange nicht getan.

Jedes der Motive hält für mich eine persönliche Geschichte bereit, an die ich mich immer wieder erinnern kann. Sie sind ein wunderbares Mittel, mit anderen in Kontakt zu treten. Erst vor kurzem sprach mich ein Kollege auf meine tätowierten Finger an und fragte, ob es nicht schmerzhaft sei, sich so etwas stechen zu lassen. Ehrlich gesagt: Es tut höllisch weh. Aber es lohnt sich. Denn genau solche Gespräche, die sich nicht um das Wetter oder das letzte Fußballspiel drehen, eröffnen einen anderen Zugang zu Menschen. Mit unseren Tätowierungen teilen wir uns mit: Die Haut wird zu einer Litfaßsäule, die wir mit Botschaften bekleben. Jeder kann errahnen, wer der Andere ist oder auch nur sein möchte.

Nie habe ich bemerkt, dass ein Tattoo auch verletzend sein kann. Dabei ist die Debatte über kulturelle Aneignung bei Tätowierungen nicht neu. Vor zwei Jahren zum Beispiel ließ sich eine weiße Frau in Neuseeland ein Moko-Tattoo der Maori ins Gesicht stechen, um ihr Life-Coaching-Geschäft voranzutreiben. Die Tätowierungen werden mit Meißeln in die Haut geritzt. Sie sind eine heilige Tradition, um sich mit seiner Familie und seiner Kultur verbunden zu fühlen. Kein Wunder, dass die Frau kritisiert wurde. Ist es nicht unangebracht oder gar unmoralisch, als Weißer solche Bilder zu tragen? Verwende ich fremde Tätowierungen, um mich besonders zu fühlen?

Beide Fragen kann ich mit einem klaren Ja beantworten. Ich glaube, ich bin nicht anders als Achtzehnjährige, die nach dem Abitur ein freiwilliges soziales Jahr in Südostasien oder in Afrika machen und sich nach ihrer Rückkehr kulturell erleuchtet fühlen. Wobei: Sie werden wahrscheinlich in Schulungen auf kulturelle Aneignung vorbereitet und können ihren Standpunkt in der Welt vernünftig reflektieren. Ich konnte das nicht. Ich weiß bis heute nicht, ob Tätowierungen aus fremden Kulturen richtig oder falsch sind.

Bei meinen Reisen durch Osteuropa haben die Tätowierungen geholfen, mit Gleichaltrigen in Kontakt zu treten. Dort sind dann wieder neue Tätowierungen entstanden. Zwei davon machen mir aber in letzter Zeit zu schaffen. Auf meinem Unterarm befindet sich ein Bild im Stil einer Wyschywanka, eines traditionellen Stickmusters, das in der Ukraine, in Weißrussland und Russland Hemden und Kleider ziert. Es ist ein Symbol der Werte und Traditionen, der Kultur und Geschichte. Seit 2006 wird in der Ukraine am dritten Donnerstag im Mai der Tag der Wyschywanka gefeiert, mit Paraden, Konzerten und Wettbewerben. Wie kein anderes Muster steht es inzwischen für die Liebe der Menschen zu ihrem Land.

Damals fand ich das Muster einfach schön. Ich wollte mich mit den Leuten verbunden fühlen. Auf Netflix hatte ich eine Dokumentation zur Majdan-Revolution gesehen, bei der Tausende junge Menschen in Kiew für eine bessere Zukunft kämpften. Ich war fasziniert vom Widerstand gegen eine repressive Regierung. Vielleicht fühlte ich mich auch ein bisschen wie ein Abenteurer, der einen fremden Stamm entdeckt hat und sich ihm für kurze Zeit zugehörig fühlt. Dabei hatte ich mir nur eine Kultur angeeignet, in der ich mit meinen Euros besser leben konnte als der durchschnittliche Ukrainer. Das Tattoo ist wie ein Instagram-Post, auf dem man prahlt, dass man einen traditionellen Fellmantel gekauft hat, der drei durchschnittliche Monatsgehälter eines Ukrainers kostet. Das ist unsensibel, das macht man nicht.

Sollte es zu neuen Protesten kommen, sollte sich der Konflikt im Donbass plötzlich zuspitzen, kann ich das Land einfach verlassen und in mein Chai-Latte-Leben in

Deutschland zurückkehren. Die Ukrainer können das nicht. Sie müssen weiter unter diesen Umständen leben.

Das Gleiche gilt für den georgischen Schriftzug, den ich mir in einer durchzechten Nacht mit georgischen Freunden auf meinen Oberarm stechen ließ. Heute finde ich es als russischer Muttersprachler schwierig, das Tattoo zu tragen. Georgien muss seine Kultur seit langem vor Übergriffen Russlands schützen. Bis heute sieht Russland Georgien als sein Einflussgebiet an. Russische Touristen sprechen Kellner, Verkäufer und Taxifahrer auf Russisch an, obwohl viele Georgier, vor allem jüngere, nur noch selten Russisch sprechen.

Ich fühle mich wie ein russischer Tourist, der mit einem Gefühl der Überheblichkeit nach Georgien geflogen ist und sich dort ein georgisches Wort stechen ließ, weil er es so schön fand. Mir ist die Bedeutung der georgischen Tätowierung zwar durchaus bewusst. Aber was unterscheidet mich eigentlich von Leuten, die chinesische Zeichen auf ihrem Körper tragen? Nicht viel.

Zwei der Autoren aus dem Buch „The Ethics of Cultural Appropriation“, George P. Nicholas und Alison Wylie, würden mein Verhältnis zu Tätowierungen als kulturelle Aneignung aus emotionalen und ästhetischen Interessen bezeichnen: Ich übernehme vermeintlich fremde kulturelle Objekte aus Faszination und definiere so meinen Status und meine Identität neu. Ich trage Tätowierungen aus ästhetischen Gründen, um mich für mein Umfeld interessanter zu machen.

Freunde in Georgien und in der Ukraine habe ich gefragt, ob solche Tätowierungen nicht unangebracht seien. Sie antworteten, dass sie sich freuen, wenn ich ihre Sprache oder Tradition auf meiner Haut trage. Aber Menschen, die mich nicht kennen, könnten trotzdem in ihren Gefühlen verletzt werden – weil ich nie begreifen werde, was es heißt, in Georgien oder in der Ukraine zu leben. Deshalb denke ich darüber nach, mir die Tätowierungen entfernen zu lassen. Vielleicht behalte ich sie aber auch und führe mir damit immer wieder vor Augen, dass ich mir andere kulturelle Güter nicht leichtfertig auf die Haut stechen lassen sollte. Als Miniatur-Mahnmal der kulturellen Aneignung. ◀



Er zeigt, wo's langgeht: Premierminister Winston Churchill überquert mit Feldmarschall Bernard Montgomery und weiteren Soldaten den Rhein.

Churchill am Niederrhein

Winston Churchill reiste oft
an die Front – auch vor 75 Jahren,
beim Übertritt der Alliierten über
den deutschen Schicksalsfluss.

Von Reiner Burger

Premierminister hatte einen Verdacht: So wie Montgomery ihn von der Normandie fernzuhalten versucht habe, so wolle der Feldmarschall ihn nun auch von der Operation Plunder fernhalten, der Rheinüberquerung. Feldmarschall Alan Brooke, der Chef des Generalstabs der britischen Landstreitkräfte und Churchills wichtigster militärischer Berater, ließ Montgomery das in einem zugleich launigen und mahnenden Brief wissen. „Ich kann Ihnen versichern, dass er entschlossen ist, zum Übergang über den Rhein zu erscheinen, und dass er jetzt davon spricht, in einen Panzer zu klettern! Ich glaube, das Ungefährlichste wäre, einen einigermaßen sicheren Beobachtungspunkt ausfindig zu machen (nicht zu weit hinten, sonst ist der Teufel los), zu dem er gebracht werden kann und von wo er genug sehen und ihm erklärt werden kann, was vor sich geht.“

Seit Anfang 1945 zeichnete sich ab, dass der alles entscheidende Durchbruch amerikanischer, britischer und kanadischer Truppen an der Westfront zwischen Emmerich und Wesel stattfinden würde. Wäre der Rhein dort endlich überquert, würde die alliierte Riesenarmee das Ruhrgebiet umschließen und sodann zügig ins Reich vorstoßen können. Nach wenigen weiteren Wochen wäre Hitler dann niedergerungen. Nichts weniger als das hatte Churchill in auswegloser Lage gut fünf Jahre zuvor Volk und König versprochen. Einen erbitterten Kampf hatte der neue Premierminister angekündigt – „zu Wasser, zu Lande und in der Luft“. Mit aller Macht und aller Kraft gelte es, „Krieg zu führen gegen eine ungeheuerliche Tyrannei, die in dem finsternen, trübseligen Katalog des menschlichen Verbrechens unübertroffen bleibt“. Klarsichtig wie kein anderer britischer Politiker hatte Churchill von Beginn an vor Hitler gewarnt, war darüber in den dreißiger Jahren zum einsamen Rufer in der Wüste, zum politischen Outcast geworden. Doch im Mai 1940, da weite Teile Nord- und Westeuropas durch Hitlers Armeen okkupiert waren, die Landung deutscher Truppen an den Küsten Britanniens nur noch eine Frage der Zeit schien, wurde der entschiedene Gegner der Appeasement-Politik regelrecht an die Macht katapultiert. Nun war allen klar: Wenn uns noch jemand retten kann, dann Churchill.

„Ich habe nichts zu bieten als Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß“, hatte Churchill im Unterhaus in seiner nüchternen, pathetischen, kurzen Rede gesagt, die seine berühmteste werden sollte. „Sie fragen: Was ist unser Ziel? Ich kann es in einem Wort nennen: Sieg – Sieg um jeden Preis, Sieg trotz allem Schrecken, Sieg, wie lang und beschwerlich der Weg dahin auch sein mag.“

In diesen dunklen Wochen gelang der Armeeführung ein wundersamer Coup: Nach der Kapitulation Frankreichs im Juni 1940 war das britische Expeditionskorps auf dem Kontinent in eine im Wortsinn ausweglose Lage geraten. Jedes Schiff, jedes Boot, alles was einen Kiel hatte, gerade noch als seetauglich eingestuft werden konnte, wurde für eine in der Geschichte beispiellose Evakuierung



Und er kommt an sein Ziel: Der britische Premierminister betritt am 25. März 1944 das östliche Ufer des Rheins.

eingesetzt. Also nicht nur alles, was die Marine aufzubieten hatte, sondern auch eilig requirierte Segeljollen und Fischkutter. Zwar mussten die Briten Unmengen von Waffen und Ausrüstung an der französischen Kanalküste zurücklassen. Doch beinahe 340.000 Mann konnten sie aus dem eingekesselten Brückenkopf Dünkirchen auf die Insel zurückführen. Die in aller Eile improvisierte Aktion war kein militärischer, wohl aber ein psychologischer Wendepunkt. Ihr Erfolg stärkte die britische Moral unheimlich. Dass Churchill keine Zweifel an seiner Siegeszuversicht zuließ, schien nun gar nicht mehr so irrational.

Nahe Dünkirchen erreichte Churchills Dakota am Nachmittag des 23. März 1945 den französischen Luftraum. Über Brüssel flog der Premierminister nach Venlo an der Grenze zu Deutschland. Auf einem von Bombenrichtern übersäten Rollfeld landete das Flugzeug. Von dort ging es nach Walbeck, wo Montgomery soeben sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Beim Tee erläuterte der Feldmarschall „den Angriffsplan zum Übergang über den Rhein, der heute Nacht auf einer Frontbreite von zwei Armeen beginnt, mit der amerikanischen 9. Armee als rechtem und der britischen 2. Armee als linkem Flügel“, notierte Alan Brooke in sein Tagebuch.

Nach dem Abendessen nahm der Premierminister Brooke mit auf einen Spaziergang. „Wir wanderten im Mondlicht auf und ab; es war eine herrliche Nacht, und wir genossen das Bewusstsein, im bedeutungsvollen Augenblick des Rheinübergangs hier zu sein“, heißt es in Brookes Aufzeichnungen. „Es ist schwer, sich vorzustellen, dass 25 Meilen von hier entlang dem Rheinufer Hunderte Männer in tödliche Kämpfe verstrickt sind, während weitere Hunderte sich zusammenreißen, um es mit einer der schwersten Prüfungen ihres Lebens aufzunehmen.“

Schwer war die Prüfung auch für die Deutschen. Schon seit Februar hatten britische Bombenverbände heftige Angriffe am Niederrhein geflogen. Wesel war nach einer dritten Welle bereits am 19. Februar fast vollständig zerstört worden. Am Abend des 23. März griffen noch einmal 200 Flugzeuge an – auch die Ruinen, so glaubten

die Alliierten, konnten noch genug Verteidigungswert für die Wehrmacht haben. Doch nun war Wesel pulverisiert. Montgomery sprach von einem „Meisterwerk“, das es seinen Truppen möglich machte, noch vor Mitternacht in die Stadt auf der östlichen Rheinseite einzudringen. Kopfbrechen bereitete ihm unterdessen der hohe Besuch aus London: Der Feldmarschall hatte sich vorgenommen, den Premierminister im Blick zu behalten, um sicherzustellen, „dass er sich nur dorthin begibt, wo er niemanden stört“.

Doch am Samstagmorgen wollte Churchill rasch an die Front. Wie angekündigt kletterte er auf einen Panzer. Auf einem Foto ist Churchill zu sehen, wie er sich auf dem Fahrzeug sitzend durch das Örtchen Kehrum zu einem Aussichtspunkt südlich von Kalkar fahren lässt. Bei Xanten beobachtete er von einer Anhöhe aus das größte Luftlandeunternehmen, das im Zweiten Weltkrieg an einem Tag stattfand: Mehr als 14.000 Fallschirmspringer wurden an jenem 24. März ins Gefecht gebracht. „Es war heller Tag, als sich das ferne, aber intensive Dröhnen und Brummen von großen Schwärmen von Flugzeugen bemerkbar machte. Dann strömten in einer halben Stunde mehr als 2000 Flugzeuge in ihren Formationen über unseren Köpfen“, schrieb Churchill in „Triumph and Tragedy“, seinem mehrbändigen Buch zum Zweiten Weltkrieg. Auch ans Flussufer wollte Churchill endlich. Er wollte „an den Rheinübergängen herumbummeln, und wir hatten Mühe, ihn zurückzuhalten. Schließlich aber benahm er sich vernünftig“, notierte Brooke in sein Tagebuch.

Umso begeisterter war Churchill, als ihm am folgenden Tag Dwight D. Eisenhower, der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte in Europa, eine Fahrt nach Büderich vorschlug. Dort hätten die Amerikaner ein Haus mit Sandsäcken gesichert. Es handelte sich um die Gaststätte „Wacht am Rhein“. Churchill erinnerte sich später: „Die Offiziere sagten uns, dass das andere Ufer, soweit sie wüssten, unbesetzt sei, und so schauten und beobachteten wir eine Zeit lang. Unter angemessenen Sicherheitsvorkehrungen wurden wir dann in das Gebäude geführt.“ Vom Balkon der Gaststätte aus beobachtete Churchill gemein-

sam mit Montgomery und Eisenhower eine Weile den Übersetzerverkehr der Fähren. Der Premierminister ließ sich auf einen Stuhl nieder und verlangte ein Fernglas. „Churchill brachte es offensichtlich immer zuwege, sich im Kampfgebiet aufzuhalten, wenn eine besonders wichtige Operation anließ“, schrieb Eisenhower in seinen Memoiren. „An diesem Morgen war er sehr gut aufgelegt, und uns ging es ja nicht anders. Er rief ein ums andere Mal: ‚Mein lieber General, die Deutschen sind geschlagen. Jetzt haben wir sie. Jetzt sind sie fertig.‘“

Als sich Eisenhower auf dem Balkon der „Wacht am Rhein“ verabschiedet hatte, weil andere Pflichten warteten, sah Churchill ein Panzer-Landungsschiff, das in der Nähe ankerte. „Also sagte ich zu Montgomery: ‚Warum setzen wir nicht über und schauen uns die andere Seite an?‘ Einigermmaßen überrascht hörte ich ihn antworten: ‚Warum nicht?‘“ Montgomery holte noch Erkundigungen ein, dann setzten er, Churchill und Brooke gemeinsam mit einigen amerikanischen Soldaten über. „In hellstem Sonnenschein und absolutem Frieden landeten wir am deutschen Ufer und gingen dort eine halbe Stunde unbelästigt spazieren“, erinnerte sich Churchill später. Selbst der bisher so bedenkenträgerische Brooke konnte sich dem Zauber des Moments nun nicht mehr entziehen: „Es war sehr erregend, den Fuß auf das andere Ufer zu setzen.“

Derweil bemerkte Montgomery, dass Churchills Abenteuerlust noch nicht gestillt war, denn nun sagte er: „Fahren wir zur Eisenbahnbrücke nach Wesel, wo wir sehen können, was vorgeht.“ Die Stimmung war prächtig. Erstaunlich agil kraxelte der 70 Jahre alte Premierminister durch die Trümmer der zerstörten Eisenbahnbrücke in Wesel. Sein Markenzeichen, die Zigarre, behielt er selbst dann noch im Mundwinkel, als wieder geschossen wurde: Nur ein paar hundert Meter entfernt schlugen deutsche Granaten ein. Der für den Frontabschnitt zuständige amerikanische General bestand darauf, den Ausflug rasch abzubrechen. „Das Gesicht, das Winston jetzt machte, glich genau dem eines kleinen Jungen, den das Kinderfräulein von seiner Strandburg wegholt! Er legte beide



Auf dem Balkon der Gaststätte „Wacht am Rhein“ in Biederich: Winston Churchill, Dwight D. Eisenhower und Bernard Montgomery blicken zufrieden auf ihre Erfolge.

Arme um eine der verbotenen Brückenstreben und guckte mit Schmolllippen und ängstlichen Augen“, notierte Brooke. „Gott sei Dank ging er ruhig weg. Aber die Trennung kam ihm schmerzhaft an. Es war ihm ein unermessliches Vergnügen gewesen.“ Die Schilderungen von Feldmarschall Brooke, dem späteren Lord Alanbrooke, erwecken mitunter den Eindruck, bei Churchills Drei-Tage-Besuch am Niederrhein habe es sich um die skurrile Sightseeing-Tour eines abenteuersüchtigen älteren Herrn gehandelt.

Doch das wird dem Premierminister nicht gerecht. Seine vielen Frontbesuche unternahm Churchill, der Oberbefehlshaber, in erster Linie, um sich aus erster Hand zu informieren und um die Moral der Truppe und den Durchhaltewillen zu Hause zu stärken. Deshalb hieß er es ausdrücklich gut, dass über die meisten seiner Visiten ausführlich in der Presse berichtet wurde. Auch die Etappen der Niederrhein-Tour wurden von Militärreportern gut dokumentiert. Churchill zählte zu den ersten Staatsmännern, die Symbolpolitik und Öffentlichkeitsarbeit systematisch für sich einzusetzen wussten. Hinzu kam nach Einschätzung von Historiker Alter: „Die Nähe der Front und die Gesellschaft der einfachen Soldaten, mit denen er sprach und scherzte, suchte er auch aus ganz persönlichen Gründen. Sie gaben ihm das stimulierende Gefühl, sich mitten im Geschehen aufzuhalten, am Ort der Entscheidung zu sein – das Gefühl von Drama, Abenteuer und Kampf, das er seit Jugendzeiten liebte.“

Bei seinen Reisen an die Front legte Churchill jedoch stets Wert darauf, voll arbeitsfähig zu sein. Auch in Montgomerys Hauptquartier am Niederrhein warteten auf den Premierminister stapelweise Briefe und Akten, die man ihm aus London nachgeschickt hatte. Zahlreiche Fernschreiben erreichten Churchill während der drei Tage, darunter am 23. März auch ein – wie sein Privatsekretär festhielt – „böses Telegramm“ des sowjetischen Außenministers Wjatscheslaw Molotow, „der die Frechheit besaß, am Vorabend unserer möglicherweise kriegsentscheidenden Operation darauf hinzuweisen, dass die Russen die Hauptlast des Kriegs trügen“. Churchill diktierte eine

Churchill am Niederrhein

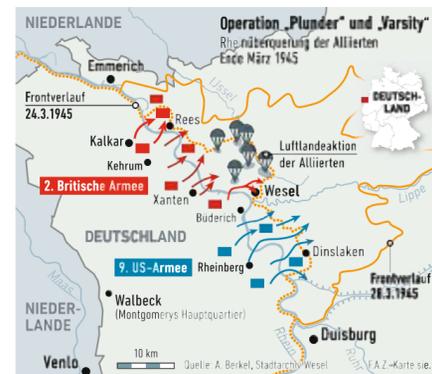
Antwort, verwarf sie, diktierte eine zweite, verwarf auch diese, und entschloss sich, die Sache lieber noch einmal sorgfältig zu überdenken. Nach dem geglückten Durchbruch am Rhein kablete Churchill am 25. März an Anthony Eden, seinen Außenminister, er verstehe die Angst der Russen, denn die Westalliierten könnten nun die Elbe oder gar Berlin vor den sowjetischen Truppen erreichen. Am Niederrhein hätten er und seine Begleiter jedenfalls einen „vergnüglichen Tag“ gehabt, hieß es in dem Telegramm weiter. „Wir haben den Rhein überquert.“ Zweifellos war es eine große Genugtuung für ihn, „das Ostufer des traditionellen deutschen Verteidigungsriegels betreten zu können“, schrieb Eisenhower in seinen Memoiren. „Vielleicht sah er darin eine für die endgültige Niederlage des Feindes symbolische Handlung – eines Feindes, der England fünf Jahre zuvor an die Wand gedrückt hatte.“

Über eine gerade fertiggestellte Behelfsbrücke fuhr Churchill am 26. März noch einmal ans andere Ufer. Zur

Gruppe war nun General Neil Ritchie gestoßen, der seit 1939 im britischen Expeditionscorps unter Brooke gedient hatte. „Ein seltsames Gefühl, zusammen mit dem alten Ritchie am Ostufer des Rheins entlangzufahren und an unseren gemeinsamen Rückzug aus Dünkirchen zu denken“, notierte Brooke in sein Tagebuch. „Ich kann es fast nicht glauben, dass wir nach diesen sechs Jahren endlosen qualvollen Ringens endlich auf der Schwelle zum Ende stehen.“ In einem Buffalo-Schwimmpanzer ließ sich Churchill zurück ans Westufer bringen. Mit Montgomery und Brooke picknickte er in schönstem Frieden, wo wenige Stunden zuvor noch die Front verlaufen war. Um kurz nach 16 Uhr startete die Dakota mit Churchills Reisegesellschaft in Venlo. „Der Premierminister arbeitet in der Maschine, in der es abwechselnd zu heiß und zu kalt war“, notierte sein Privatsekretär. „Nach einem aufregenden Wochenende mit herrlichem Wetter kehrten wir in bester Gesundheit und Gemütslage nach Northolt zurück.“

Bald schon aber sollte sich Churchills Laune drastisch verschlechtern, denn die Sowjetunion hielt sich immer häufiger nicht an Absprachen. Die bedingungslose Kapitulation Deutschlands am 8. Mai erfüllte ihn nur mit einem „kurzen Moment der Freude“. Nur vier Tage später schrieb er an den neuen amerikanischen Präsidenten Harry S. Truman sein – wie er später befand – „bedeutendstes Telegramm“. Die Lage in Europa beunruhigte ihn zutiefst. Ein „eiserner Vorhang“ sei vor der russischen Front niedergegangen. „Was dahinter vorgeht, wissen wir nicht.“

Churchill hoffte, bei der Konferenz von Potsdam werde es ihm gelingen, Josef Stalin Einhalt zu gebieten. Er war überzeugt, dass die weitere Ausdehnung des sowjetischen Einflusses in Ost- und Südosteuropa verhindert werden müsse. Derweil fand in Großbritannien die überfällige Parlamentswahl statt, die sich mehr als drei Wochen hinzog. Die Dreimächtekonferenz war noch nicht zu Ende, als am 26. Juli feststand: Das britische Volk, das Winston Churchill wenige Wochen zuvor auf den Straßen des Vereinigten Königreichs als ihren Kriegshelden, als lebenden Mythos gefeiert hatte – es hatte ihn abgewählt.



RUG STAR

Storytelling Craftsmanship

NewClassic Kava Bagh

EmperorYellow
MidNightGreen
hand knotted Persian weave
85 % finest silk



Berlin

RUG STAR
Rosa-Luxemburg-Str. 27
10178 Berlin
+49 (0)30 30 87 54 47
info@rugstar.com
www.rugstar.com

Augsburg

RUG STAR by Kröll & Nill
Zeuggasse 9
86150 Augsburg
+49 (0)821 455 06 30
teppiche@kroell-nill.de
www.rugstar-augsburg.de

Stuttgart

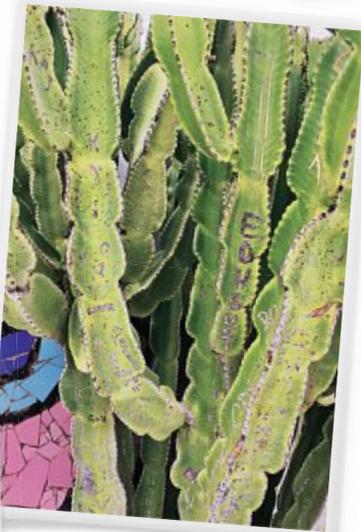
RUG STAR by Sorg Carpet
Am Schillerplatz 4
71522 Backnang
+49 (0)7141 911 2226
kontakt@sorgcarpet.de
www.rugstar-stuttgart.de

Das stille Tegüise, einst Inselhauptstadt, verwandelt sich jeden Sonntag in einen Markt. Künstler und Händler suchen dann die Aufmerksamkeit der Besucher.



Von der Ermita in Femés geht es steil hinab in Richtung der sechs legendären Papagayo-Strände – mit Blick bis zur Düne von Corralejo auf der Nachbarinsel Fuerteventura.

Kakteen mit Signatur: Vor der Fundación César Manrique in Tahíche hat der Tourismus Spuren hinterlassen. Der Künstler und Umweltaktivist kämpfte sein Leben lang für den Schutz der Insel.



Grüße aus



Die kanarische Vulkaninsel wirkt schroff und düster. Bis man sich in ihre Ursprünglichkeit verliebt hat.

Von Jörg Hahn



Nicht mehr als nur noch bunte Kulisse? Die Fischer auf Lanzarote versichern, ihr Gewerbe habe weiter Zukunft – wenn auch eher dank der Aquakultur vor Playa Quemada.

Abend für Abend trifft sich die Männerwelt im Fischerhafen La Tiñosa an der Bola-Bahn. Im Scheinwerferlicht zelebrieren die Spieler vor den Touristen kunstvoll ihre Würfe.



Die strahlend weißen Häuser von Yaiza bilden einen scharfen Kontrast zu den schwarzen Lavafeldern. Eine Wanderung durch den Nationalpark sollte unbedingt in der „Bar Stop“ enden.



Frischer als bei der Cofradía kann die Ware nicht sein. Wer die eigene Zubereitung scheut, muss nicht verzichten – die Fischerei-Genossenschaft betreibt zum Glück Restaurants in den Häfen von Playa Blanca und Puerto del Carmen.

VOR UNS DIE WELT

BESTE AUSSICHT AUF EINE UNVERGESSLICHE REISE.

Willkommen an Bord einer Kreuzfahrtflotte, die jedem Vergleich vorausfährt – mit kleinen individuellen Schiffen und größter persönlicher Freiheit.



Mehr über unsere Luxus- und Expeditionsreisen erfahren Sie unter: www.vor-uns-die-welt.de



„Jannis kurz vor einem Take als jugendlicher Goldmund. Es ist eine der ersten Szenen, die wir in der Burg Hardegg gedreht haben.“



„Eine der wohl emotionalsten Szenen des Films. Goldmund stellt vor Narziss die Rechtfertigung Gottes in Frage, nachdem seine Frau an der Pest verstorben ist.“

Von jedem ein Porträt

In Drehpausen wechselt der Schauspieler Sabin Tambrea gerne hinter die Kamera – und fotografiert seine Kollegen. Impressionen vom Filmset zu „Narziss und Goldmund“.

Von Julia Schaaf, Fotos Sabin Tambrea

Der Brunnen auf dem Burghof ist mit Absperrband geschützt, weil er nur aus Styropor, Gips und Farbe besteht, in der Kirche lagern Scheinwerfer und Vorräte: Auf Burg Hardegg in Niederösterreich, zwei Autostunden von Wien entfernt, wird Hermann Hesses Coming-of-Age-Klassiker „Narziss und Goldmund“ verfilmt. Gerade ist eine Klapperei unter Kinderdarstellern abgedreht worden, jetzt schiebt sich ein schlanker Mann in Mönchskutte durch die Menschen auf dem Hof. Über seiner Schulter hängt eine Spiegelreflexkamera. Trotz seiner Größe fällt Sabin Tambrea kaum auf.

Die erste Woche am Set sei immer stressig, sagt der Fünfunddreißigjährige,

„weil man alle noch nicht kennt, aber gleich schwierige Szenen spielen muss“. In der zweiten Woche herrsche eine gewisse Vertrautheit. „Dann kann ich in Ruhe meine Fotos machen, ohne dass die Leute fragen: Was macht der Zwangsgestörte mit der Kamera?“ Und als damals im Herbst 2018 gerade seine dritte und letzte Drehwoche begonnen hat, sagt Tambrea, der nach Erfolgen am Berliner Ensemble mit dem Kinofilm „Ludwig II.“ bekannt und vor allem durch die „Ku’damm“-Staffeln populär wurde: Mal abgesehen davon, dass alle von der Speisekarte im Hotel gelangweilt seien, sei das die schönste Zeit.

Der in Rumänien geborene Schauspieler, der als Zweijähriger nach Deutschland



„Die Brüder (Kida Khodr Ramadan und Michael Glantschnig), meine ständigen Begleiter auf dieser Reise, die engsten Vertrauten von Narziss, während der Mittagspause in der Burg Hardegg.“



„Narziss und Goldmund – und der wegweisende Regisseur, Stefan Ruzowitzky. Zwei Konzentrierte und ein den Verlockungen verfallener Zölibatärer.“



„Bruder Lothar (André Hennicke), der Antagonist des Films, beobachtet aus sicherer Entfernung die Sinnlichkeit der äußeren Welt.“



„Kida Khodr Ramadan bei einer Zigarettenpause vor der im nächsten Take brennenden Werkstatt.“

Von jedem ein Porträt

kam und von seinen Eltern systematisch auf eine Karriere als Profimusiker vorbereitet wurde, spielt den frommen Narziss, der später Abt des Klosters wird. Weil aber selbst eine Titelrolle beim Film nicht zwingend bedeutet, dass man den ganzen Tag beschäftigt ist, weil Pausen und Wartezeiten zu jedem Dreh dazugehören, hat Tambrea stets seine Kamera dabei. 7000 Fotos hat er schon gemacht, am Ende der „Ku'damm“-Staffeln waren es jeweils 10.000. Sein Ziel: von jedem Crewmitglied ein Porträt zur Erinnerung machen. Wenn er zum Abschied Abzüge verteilt, ist die Freude groß.

Natürlich weiß Tambrea, dass er für seine Bilder einen Zugang hat, um den ihn jeder professionelle Fotograf beneiden würde. Er inszeniert nichts, er nimmt „Momente, die einfach da sind“. Trotzdem wirken seine Bilder wie komponiert. Nie sehen die Menschen darauf aus, als befänden sie sich im Trubel eines Filmsets. Immer fotografiert er in Schwarz-Weiß.

Farbe bilde schließlich nur die Realität ab, sagt er. Überraschenderweise hat er nicht mal das Gefühl, die Rolle zu wechseln, wenn er vom Schauspieler zum Fotografen wird. Er sieht sich immer als Beobachter.

Wer genauer hinguckt, erfährt anhand der Aufnahmen auch etwas über Sabin Tambrea selbst, der mit der Schauspielerin Alice Dwyer verheiratet ist und gerade als Zwanziger-Jahre-Filmstar in „Babylon Berlin“ zu sehen ist. Das jedenfalls glaubt der Hesse-Regisseur Stefan Ruzowitzky. Am Set sei Tambrea einer, der mit seinem schwarzen Humor auffalle, mit schnellen Sprüchen und bissiger Polemik. Instagram-Follower kennen seine politischen Kommentare, in denen er sich scharf gegen die AfD und jede Form von Ausgrenzung äußert. Sein fotografischer Blick auf Mitmenschen und Kollegen hingegen sei vor allem eines, sagt Ruzowitzky – liebevoll. ◀

„Narziss und Goldmund“ läuft seit Donnerstag im Kino.

GEWINNER 2 OSCARS
BESTER HAUPTDARSTELLER
JOAQUIN PHOENIX
BESTE FILMMUSIK
HILDIR GUBNAOČTIĆ

**GEWINNER GOLDENER LÖWE
BESTER FILM
VENICE FILM FESTIVAL**

**JETZT ALS DOWNLOAD
AB 12. MÄRZ ALS BLU-RAY UND DVD**

© 2019 Warner Bros. Entertainment Inc., Village Roadshow Films (BV) Limited and BRON Creative USA, Corp. All rights reserved. TM & © DC.
*Oscar™ is the registered trademark and service mark of The Academy of Motion Picture Arts and Sciences.



Zwei Schelme, das Duo Böttcher & Kayser, haben sich diese Uhr (Geist) erdacht. Nichts für Anfänger! Es ist zehn nach zehn, also ein lächelndes Gesicht – wenn man es denn sähe.



Der Film „Little Women“ ist dank Greta Gerwig ein Hit! Das Schwesternshirt von Mighty Circus kann man bei Etsy bestellen.



Die Louis-Vuitton-Armbändchen wurden für den Partner Unicef entworfen – der Silberanhänger soll für Schutz und Fürsorge stehen.

ALLE BRÜSTE SIND SCHÖN

Das sehen leider nicht alle Frauen so, wie Forscher herausgefunden haben. Fast die Hälfte aller Frauen auf der Welt (48 Prozent) wünscht sich größere Brüste. Knapp einem Viertel (23 Prozent) wären kleinere lieber. Besorgniserregend: Die Unzufriedenen tasten ihre Brüste weniger nach Unregelmäßigkeiten ab. Also: Brust raus!



Mut zum Muster! Wer möchte nicht auf der Stelle ein gleichgemustertes Hemd anziehen, um vor der Versace-Tapete unauffindbar zu werden?



Im Kleinen wagt man sich schon eher ans Muster, wie mit dem Masking Tape von Kamoi Kakoshi. Muss ja nicht an die Wand, aber vielleicht ans Geschenk.



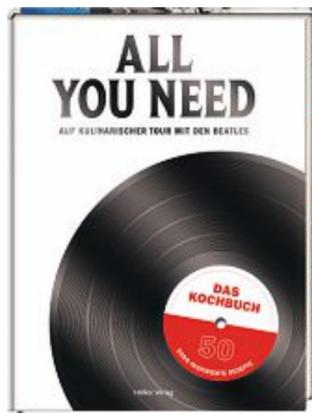
It's RuPaul, Baby, und seine phantastische Show „RuPaul's Drag Race“ geht in die zwölfte Runde! Die elf Staffeln davor gibt's auf Netflix.



Frühstücken im Dschungel? Kann man dank Hermès jetzt auch bequem zu Hause, mit dem Porzellan Passifolia, das laut Hersteller eine Hommage an die Natur ist. Knallt jedenfalls.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Johanna Dürrholz*



Kochen wie die beliebten Köche John, Paul, George und Ringo? Das von den Beatles inspirierte Buch aus dem Hölker-Verlag ist ein Leckerbissen für Liebhaber der Pilzköpfe. Und der britischen Küche, falls es die überhaupt gibt.

Das bisschen Arbeit
@dasbisschenarb1

Hier wird gerade die Kitaanmeldung für den Kleinen diskutiert. Ich bin ja eigentlich dagegen, ihn schon mit 1 Jahr in fremde Hände zu geben, aber kann verstehen dass der Mann mal Entlastung will. Ich fände 25 Stunden ausreichend, er will aber 35. Wie regeln eure Männer das?

1131 vorm. · 31. Jan. 2020 · Twitter Web App

913 Retweets · 4.718 „Gefällt mir“-Angaben

Dieser scharfsinnige Tweet ging viral. Der Account „Das bisschen Arbeit“ orientiert sich am Vorbild „The man who has it all“, der gern mal Dinge fragt wie: „Männer in Rockbands – was haltet ihr davon?“ Oder: „Warum sind Männer nicht lustig?“ Genderklischees, klug aufgebrochen.

NOCH MEHR BRÜSTE

Model Ashley Graham zeigt auf Instagram ihre Brust, an der ihr Kind saugt. Nippel sind dementsprechend instagramgerecht vom Mund verdeckt. Nicht alle Follower finden das gut: „Du bist eine schlechte Mutter“, heißt es da etwa. Wir finden: Eine Mutter, die ihr Kind füttert, gibt immer ein gutes Bild ab.



Mit tropisch amutenden Duftkerzen macht Baobab Collection Lust auf den Sommer, der ganz bestimmt irgendwann kommt.



Aus den Gläsern Nest von Atelier Swarovski und J. & L. Lobmeyr aus Wien schmeckt vermutlich sogar Leitungswasser edel.

Seit 20 Jahren bespielt Four Tet die Tanzflächen, macht mal massentaugliche Clubhymnen, dann wieder 20-Minuten-Tracks, die seine indischen Wurzeln ergründen. Im März erscheint sein neues Album – man darf gespannt sein.



FOTOS: HERSTELLER; PICTURE ALLIANCE; DPA; TWITTER; @DASBISSEHENARB1; SCREENSHOT; F.A.Z.

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine



WhiteWall Media GmbH, Europaallee 59, 50226 Frechen, Deutschland © Photo by Yavuz Pancarcken. Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten.

Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich





Mit Gebrauchsspuren,
von links: Automesser
von Puma, handgefertig-
tes Einzelstück von Wolf
Borger, Schwedenmesser
von Mora, Survivalmesser
mit hohlem Griff

Foto Diana Cabrera Rojas

SCHNEIDGENOSSEN

In der Natur kann ein Messer
zum wichtigsten Werkzeug werden.
Aber welches soll man mitnehmen?

Von Lukas Weber

Die Lieblingstanz zu werden, das ist ganz einfach. Ein Bub braucht ein Messer, das war die Erkenntnis, deshalb drückte sie dem Siebenjährigen ein flaches Exemplar mit zwei klappbaren Klingen in die Hand. Das ist mehr als ein halbes Jahrhundert her, die Tante ist längst gestorben, aber das Taschenmesser gibt es noch in irgendeiner Schublade. Das Interesse jedenfalls war geweckt – und es dauert bis heute an.

Messer üben eine eigenartige Faszination aus. Zu schneiden gibt es eigentlich immer etwas, und so gelten sie manchem als das wichtigste Werkzeug, wenn man sich draußen in der Natur bewegt. Die Frage nach der richtigen Form und dem besten Material spaltet die Gemeinschaft, der Streit trägt mitunter religiöse Züge. An dieser Suche haben wir uns zeitlebens nach Kräften beteiligt – ohne eine restlos überzeugende Lösung gefunden zu haben.

So kommt es, dass im Laufe der Jahre zwei Dutzend Messer angeschafft und ausprobiert wurden, von bekannten Herstellern wie Böker, Herbertz und Gerber über Selbstgebaute bis hin zur Einzelanfertigung eines Messermachers. Allesamt sind sie gemacht für den Wildnisläufer – heute nennt man das Outdoormesser. Die Klappbaren sind da noch nicht mitgerechnet, obwohl so etwas für die meisten Zwecke vollkommen ausreichend ist. Allerdings sind Klappmesser empfindlich gegen Verschmutzung.

Bleiben wir also bei den Feststehenden. Den Anfang machte, inspiriert durch ein Buch, das Automesser von Puma, ein Klassiker. Mal abgesehen davon, dass die Beilschneide am Rücken nichts nützt, weil sie dort endet, wo man hacken möchte, und einer erschreckend kleinen Hammerfläche Platz macht, ist das zweifellos ein gutes und robustes Messer – für grobe Arbeiten, immerhin haben wir damit einst bei einem Survivaltraining ein Paddel aus dem Vollen geschnitzt. Für die meisten Schneidarbeiten ist es zu unhandlich und wegen der bauchi-

gen Form obendrein schwer zu schärfen. Zum Hacken ist ein kleines Beil besser, zum Holzmachen eine leichte Klappsäge.

Die erste Erkenntnis: Messer von der Größe und Form eines Bajonetts sind überdimensioniert und für die meisten Schneidarbeiten untauglich. Wer's nicht glaubt, kann ja mal Crocodile Dundee oder Rambo dabei zusehen, wie sie sich mit ihren beeindruckenden Stechinstrumenten an einfachen Aufgaben abmühen. Obwohl sie Survivalmesser heißen, sind ähnliche Geräte mit hohlem Griff noch praxisfremder, weil der Erl – die durchs Heft gehende Verlängerung der Klinge – zu kurz ist. Mit einer nutzbaren Länge von zehn bis zwölf Zentimetern lassen sich Rinder zerlegen, allerdings ist so etwas schlecht geeignet zum Angeben.

Die zweite Erkenntnis hängt indirekt damit zusammen: Wer sein Messer nicht als Brechstange einsetzen möchte, braucht keine Klingestärke von drei Millimetern oder mehr – die als Jagdmesser verkauften Exemplare liegen oft an der Grenze. Denn der dicke Rücken bedeutet unnötigen Ballast, der mit herumgeschleppt werden will, und er verschlechtert den Schneidwinkel.

Womit wir beim eigentlichen Zweck wären. Hochwertige Küchenmesser aus deutscher oder japanischer Produktion gleiten wie von selbst durch Fleisch und reife Tomaten. Enthusiasten schleifen sie

in mühevoller Arbeit so fein, dass man damit Haare spalten kann. Das liegt zum einen am Material, wovon noch die Rede sein wird, vor allem aber am flachen Winkel, den die Schneide bildet. Dass ein spitzer Keil leichter eindringt als ein stumpfer, liegt auf der Hand. Die zarte Schneide ist aber empfindlich, für das Outdoormesser ist also ein Kompromiss angesagt. Er liegt erfahrungsgemäß zwischen 20 und 40 Grad (Schleifwinkel zehn bis 20 Grad). Wenn man mit einer scharfen Schneide von etwa 30 Grad wie beim Kämmen über die Stirnhaare fährt, fallen die Spitzen unter zartem Rupfen.

Vorausgesetzt natürlich, das Material gibt es her. Die Diskussion darüber, welcher Stahl für Messer der beste sei, füllt Bücher und Internetforen. Unsere Meinung: Es gibt keinen besten Stahl, weil es auf den Einsatzzweck ankommt und letztlich auch eine Frage der persönlichen Vorlieben ist. So haben wir uns vor vielen Jahren von dem Messermacher Wolf Borger ein Jagdmesser nach eigenem Entwurf für viel Geld anfertigen lassen. Als Material wurde der CPM 440V gewählt, ein hochlegierter pulvermetallurgischer Stahl, von dem damals Wunderdinge berichtet wurden. Die Klinge ist mit rund 60 Rockwell (HRC) sehr hart, überaus schnitthaltig und dennoch nicht spröde. Ideal ist das Messer trotzdem nicht, es ist zu unhand-

lich, und der Griff ist zu glatt; das ist der Grund, warum für Jagdmesser oft raues Hirschhorn verwendet wird.

Auch der CPM überzeugt nicht ganz: Nachschärfen ist eine schweißtreibende Angelegenheit, und einen flachen Winkel für höchste Schärfe verträgt er nicht, offenbar sind die darin enthaltenen Karbide zu grob.

Mäßige Schärfe infolge des hohen Chromanteils wird im Grunde sämtlichen rostträgen Stählen nachgesagt (ganz rostfrei sind sie alle nicht). Kenner schwören deshalb auf niedrig legierten Kohlenstoffstahl, der mit seiner feinkörnigen Struktur flache Schneidwinkel erlaubt und relativ leicht nachzuschärfen ist. Aber ein solcher Stahl braucht Pflege, und Flecken lassen sich dennoch nicht vermeiden. Damastmesser sind übrigens nicht besser, sondern nur schöner.

Wer auf höchste Ansprüche an Schärfe und Schnitthaltigkeit verzichten kann, wählt statt eines enorm gehärteten Superstahls einen vielleicht etwas weicheren Industriestandard. Das Messer kann dann unterwegs bei Bedarf in wenigen Sekunden nachgeschärft werden – die Unterschiede im praktischen Gebrauch sind ohnehin kleiner als gedacht. So sind wir am Ende der Reise vorerst bei vergleichsweise simplen skandinavischen Messern gelandet, zum Beispiel bei jenen aus dem schwedischen Ort Mora.

Moramesser gibt es in rostenden und „rostfreien“ Ausführungen, gefühlt sind Schärfe und Schnitthaltigkeit vergleichbar. Offenbar haben inzwischen auch rostfreie Messerstähle eine gute Qualität erreicht. Sie sind dank des Schliffs mit einer breiten Fase leicht nachzuschärfen. Der Griff besteht aus rutschfestem Kunststoff, der Erl reicht tief genug hinein, sie sind sehr leicht, also komfortabel zu tragen. Und wer ein solches Messer für einen geringen zweistelligen Betrag dabei hat und unterwegs verliert, der ärgert sich anschließend nicht schwarz. ◀

Frankfurter Allgemeine SELECTION



Barwagen F.A.Z.-Edition

Die Manufaktur Maschro verbindet massives Holz mit einem pulverbeschichteten Stahlgestell – alles per Hand gefertigt – wahlweise mit Tablett oder Schneidebrett in Schwarz/Eiche oder Schwarz-Blau/Eiche. Die einzelnen Elemente sind aufeinander abgestimmt und schnell umgruppierbar, wobei die obere Fläche mit Glasplatte auch ohne Holzboxen sehr dekorativ wirkt. Die Tür des Kubus öffnet sich durch leichtes Drücken und bietet genügend Stauraum.

Sichern Sie sich Ihren Barwagen (70 x 70 x 40 cm) für 1.380 Euro.

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-10 10, Fax: (069) 75 91-80 82 52

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!



„ÄLTESTES KLEIDUNGSSTÜCK? EIN SHIRT VON ARSENAL“



Spätestens seit der Verfilmung seines Romans „About a Boy“ im Jahr 2002 mit Hugh Grant und Nicholas Hoult zählt **Nick Hornby** zu den bekanntesten britischen Autoren. Der Zweiundsechzigjährige, der nach seinem Anglistik-Studium in Cambridge zunächst als Englischlehrer arbeitete, war selbst zweimal für einen Oscar nominiert, für die Drehbücher zu „An Education“ und „Brooklyn“. Der Vater eines autistischen Sohns engagiert sich für die von ihm mitgegründete Organisation TreeHouse School, die sich für eine bessere schulische Betreuung autistischer Kinder einsetzt. Am 21. März stellt er beim 20. Jubiläum des Literaturfestivals lit.Cologne in Köln sein neues Buch „Keiner hat gesagt, dass du ausziehen sollst“ vor.

Was essen Sie zum Frühstück?

Meistens Haferbrei und Tee. In den Haferbrei gebe ich Ahornsirup, und wenn ich es in den Bioläden schaffe, auch Trockenfrüchte. Aber oft gehen mir die Früchte aus.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

In zwei Geschäften. Das eine heißt Albam, es befindet sich genau unter meinem Büro. Das andere, Universal Work, ist nur eine U-Bahn-Station entfernt. In den beiden Läden kaufe ich, was mir gefällt. Woanders schaue ich erst gar nicht nach Kleidung.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Ja, aber nicht mehr so stark wie früher einmal, weil heute alles digital ist. Ich bekomme immer gute Laune, wenn ich Musik oder Bücher kaufe, aber leider sind die Zeiten vorbei, als ich einfach eine Einkaufsstraße entlang gehen und beides im Übermaß finden konnte.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Wahrscheinlich ein Shirt, das mir Anders Limpar vom Fußballklub FC Arsenal vor 20 Jahren gab.

Was war Ihre größte Modesünde?

Da ich meine eigene Modeikone bin, kann ich keine Modesünden begehen.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Nach einem Bad am späten Abend schon. Aber es sind schöne Jogginghosen.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Nein.

Haben Sie schon einmal ein Kleidungs- oder ein Möbelstück selbst gemacht?

Haha.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Ich bin 62 und habe eine Familie. Was glauben Sie denn?

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Vergangenes Jahr habe ich für einen Freund ein Beef Stew mit Pflaumen und Guinness zubereitet. Das hat ihn umgehauen. Er wollte nicht glauben, dass ich es gekocht habe. Er dachte, ich mache einen Witz.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Ich lese täglich „The Guardian“, wöchentlich „The Economist“ und alle zwei Wochen die Satirezeitschrift „Private Eye“.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Nichts Aufregendes, BBC und „New York Times“. Außerdem bin ich auf Fanseiten des FC Arsenal unterwegs. Und wenn mir der nächste Satz beim Schreiben nicht einfällt, löse ich gerne ein Quiz, über Fußball, Bücher oder Kino. Das National Public Radio hat zudem eine sehr gute Musikabteilung.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Das ist so lange her, ich kann mich nicht erinnern.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Das beste Buch, das ich jemals gelesen habe, ist „David Copperfield“ von Charles Dickens. Oder wahrscheinlich

ist es eher so: Charles Dickens ist für mich der größte Autor, und „David Copperfield“ ist mir das liebste Buch von ihm.

Ihr Lieblingsvorname?

Lowell, Jesse, Danny. Die Namen meiner Kinder.

Ihr Lieblingsfilm?

Mein absoluter Lieblingsfilm ist „Sullivans Reisen“ von Preston Sturges. Unter den neuen Filmen gefällt mir „Les Misérables“, der überhaupt nichts mit Victor Hugos Buch zu tun hat. Der Film hat mich einfach umgehauen, seine Energie, seine Handlung, seine Schauspieler. Ein filmisches Meisterwerk!

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich fahre nicht mehr Auto. Ich bin ein furchtbarer Autofahrer, und in London braucht man sowieso kein Auto.

Tragen Sie eine Uhr?

Eine Uhr trage ich nicht mehr. Mein Sohn, der Autist ist, ist besessen von Uhren. Er hat ständig versucht, meine Uhr vom Handgelenk zu lösen, das hat mich genervt.

Tragen Sie Schmuck?

Schmuck natürlich nicht. Nur manchmal eine Halskette, ich habe zwei davon.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Als Parfum benutze ich einen Vanilleduft, keine Ahnung, von wem der ist. Ich bin kein Markenfetischist.

Was ist Ihr größtes Talent?

Grillen und anderen Leuten Bücher empfehlen.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Die Musik von Daryl Hall und John Oates. Vielleicht ist es auch keine echte Schwäche, sondern nur ein großes Vergnügen.

Wie kann man Ihnen eine Freude machen?

Mit einem Lakritzkonfekt. Oder indem man nett zu meinen Kindern ist.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Smalltalk gibt es bei mir nicht, nur Bigtalk: Fußball, Musik, Fernsehen.

Sind Sie abergläubisch?

Nur so lange es funktioniert.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Meinen schönsten Urlaub verbringe ich jedes Jahr am selben Ort. Ich fahre mit meiner Familie und mit Freunden und deren Kindern in ein wunderschönes großes Haus an der englischen Küste. Das ist Tradition seit zehn Jahren.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

In einem wunderschönen großen Haus an der englischen Küste mit Freunden und deren Kindern.

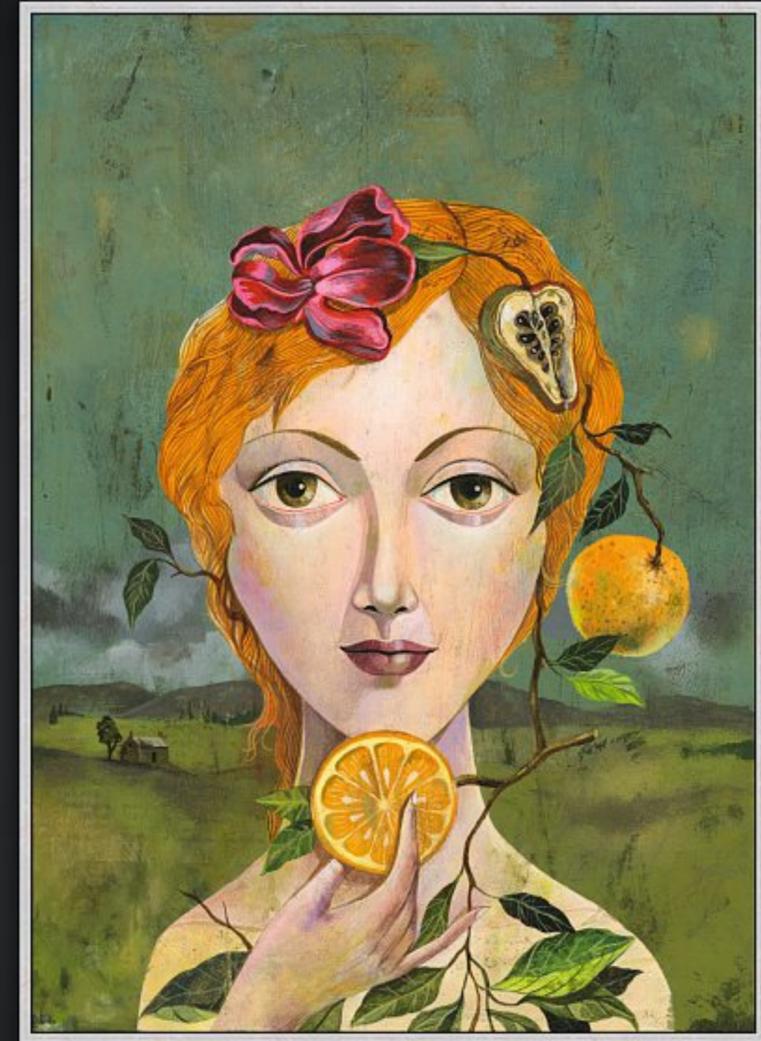
Was trinken Sie zum Abendessen?

Wollen Sie mir etwa unterstellen, dass ich nichts zu Abend esse und ein Alkoholiker bin?

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

Frankfurter Allgemeine
Magazin

Edition



Olaf Hajek: Oranges are not the only Fruit

Auflage 150 — handsigniert — 123,8 × 88,8 cm
Fotoabzug unter Acrylglas im Schattenfugenrahmen ab 1299 €

Olaf Hajek verbindet die Porträtmalerei und das Stillleben zu einer nie gesehene neuen Kunst. Vertraute Motive verfremdet er zu surrealen Arrangements. In die geheimnisvollen Erzählungen des Künstlers fließen viele Epochen und Kulturkreise ein. Hajek, der 1965 in Rendsburg geboren wurde, zog nach dem Grafikdesign-Studium an der Fachhochschule in Düsseldorf nach Amsterdam. Dort begann er, frei zu malen. Heute lebt er in Berlin und Kapstadt. Auch seine vielen Reisen machen den Künstler zu einem Grenzgänger der Kulturen. Für die Titelseite des F.A.Z.-Magazins vom Juli 2018 schuf er das Kunstwerk, das nun in der Frankfurter Allgemeine Magazin Edition in Zusammenarbeit mit LUMAS erhältlich ist. Art.-Nr.: OHA55

Jetzt bestellen: lumas.com/faz

Frankfurter Allgemeine
Magazin

LUMAS
THE LIBERATION OF ART



ROLEX UND DIE FILMKUNST

Rolex unterstützt die Weitergabe von Wissen von Generation zu Generation. Im Rahmen seiner Partnerschaft mit der Academy of Motion Picture Arts and Sciences ist Rolex stolz darauf, zur Fortführung der Filmkunst beizutragen und den Filmemachern von morgen inspirierende Einblicke in die Erfahrungen und Kenntnisse großer Meister ihres Fachs zu vermitteln. Gemeinsam mit den Oscar®-Preisträgern James Cameron, Martin Scorsese, Kathryn Bigelow und Alejandro G. Iñárritu steht Rolex der nächsten Generation von Regisseuren zur Seite, die das reiche Erbe der Filmgeschichte bewahren und die Kunstform fortschreiben werden.

Erfahren Sie mehr auf rolex.org

#Perpetual



EXKLUSIVER ZEITGEBER DER
ACADEMY OF MOTION PICTURE
ARTS AND SCIENCES



ROLEX